

Nr.1968

Ketzer der Tazolen

von Susan Schwartz

Als Mhogena, der Fünfte Bote von Thoregon, über die Brücke in die Unendlichkeit ins Solsystem zu den Terranern kam, hoffte er auf die Hilfe der Menschheit. Sein Volk, die wasserstoffatmenden Gharrer, ist nämlich von einer ungeheuren Gefahr bedroht: Invasoren haben die Galaxis Chearth angegriffen und das Verderben über zahlreiche bewohnte Planeten gebracht. Die Invasoren beabsichtigen zudem, den geheimnisvollen Sonnentresor zu öffnen. Wenn sie dies tun, werden die Guan a Var ausbrechen, die Sonnenwürmer - und das würde über kurz oder lang den Tod der ganzen Galaxis bedeuten.

Hinter der Attacke steckt offensichtlich Shabazza, der Gegenspieler der Koalition Thoregon. Seine Machenschaften sorgten bereits in der Milchstraße und anderen Galaxien für Tod und Vernichtung. Mhogena konnte bei seinem Besuch auf der Erde nur einen kleinen Erfolg verzeichnen. Aus der Milchstraße brach eine winzige Hilfsflotte auf: die GILGAMESCH der Zellaktivatorträger unter Befehl des Arkoniden Atlan und zehn Kampfschiffe der wasserstoffatmenden Maahks.

Mit dieser bescheidenen Streitmacht nimmt Atlan den Kampf gegen die Invasoren auf. Immerhin gab es erste Erfolge. Einer davon betrifft die Gefangennahme des Anführers der Algiotischen Wanderer - dieser entwickelt sich zum KETZER DER TAZOLEN...

Die Hauptpersonen des Romans:

Vincent Garron - Der terranische Mutant taucht ein ins Farbenmeer.

Vil an Desch - Das wohl meistgehasste Wesen zweier Galaxien braucht neues Elcoxol.

Mhogena - Der Fünfte Bote von Thoregon im Dialog mit seinem bisher größten Feind.

Ver to Nisch - Die Entdeckung des Forschers verändert ein Weltbild.

Soe ra Lor - Eine Tazolin schreibt die Geschichte ihres Volkes auf.

Prolog

O Nachto, Gott des Blitzes und des Feuers, wie konntest du mich verlassen? Habe ich dir nicht immer gut gedient, deinen Willen als deine Inkarnation nicht stets erfüllt? Weshalb zürnst du mir nun, da wir alle in so großer Gefahr sind? Wie konntest du es zulassen, dass mir ein Angehöriger meines eigenen Volkes nach dem Leben trachtet, mich meines Amtes enthebt, um an meiner Stelle oberster Scoctore, der Gottpriester selbst, zu werden? War er irregeleitet, um das zu wagen, oder hattest du ihn in einer Vision beauftragt? Ich bin verwirrt, O Nachto, vergib deshalb deinem demütigen Diener, dass er so viele Fragen stellt! Es sind keine Vorwürfe oder Anklagen, denn die Weisheit der Götter ist unendlich, Doch muss ich verstehen, weshalb du so handelst. Ich möchte deinem Willen nicht zuwiderhandeln, doch blinder Gehorsam beschwört meist Unheil herauf!

Zürnst du mir, weil ich mit den Ungläubigen verkehre? Ich bin weiterhin ihr Gefangener, O Feind der Kälte, und ich habe mich ihnen keineswegs ergeben. Doch ihre Argumente sind begründet. Sie haben nicht im Sinn mich vom wahren Glauben abzubringen. Das ist auch gar nicht möglich. Es gibt allerdings Beweise, dass sie recht und wir uns geirrt haben. Die Bedrohung ist so groß, dass sie auch das Clannach-Imperium vernichten kann. O Nachto, ich weiß, du hast mich hierher geführt, um diese Bedrohung zu beseitigen. Xion der Geflügelte hat uns geweissagt, Gaintanu, den Schöpfer und Herrn der Unsterblichkeit, hier zu finden und zu befreien.

Aber wir haben den Gott des Fluges vielleicht nicht korrekt verstanden, die Vision falsch interpretiert. Wir sind fehlerhafte Geschöpfe, trotz allen Strebens nach Vollkommenheit. Nun ist die Aufgabe noch viel größer geworden, und ich bin sicher, dass wir am Ende Gaintanu dennoch finden werden. Ich habe unser eigentliches Ziel nicht aus den Augen verloren, ganz im Gegenteil. Aber

wie soll ich den Willen der Götter umsetzen, wenn sie mir zürnen? Nachto, du beraubst mich meiner Macht, meines Einflusses, meines Status.

Bin ich nicht mehr würdig, dir zu dienen? Ist es nicht wichtiger, dem Fortschritt zu dienen, anstatt sich nur immer in der Vergangenheit aufzuhalten? Dro ga Dremm ist nicht gläubiger als ich, O Beherrscher des Feuers, und er will den Ungläubigen nicht helfen. Die Tazolen sind auserwählt, den wahren Glauben zu verbreiten und ihn von Galaxis zu Galaxis zu tragen. Ist das falsch? Die wahren Götter sollen mächtiger denn je werden, ihre Erhabenheit auf alle anderen niederen Wesen herabstrahlen und sie zur wahren Einsicht führen.

Ich kann mich nicht irren, O Bewahrer der Lebenswärme, Licht in meiner Dunkelheit. Blende mich mit dem Blitzstrahl deiner Augen, wenn du glaubst, dass ich ein Ungläubiger bin, zerschmettere mich mit den Blitzspeeren aus deiner Hand, wenn ich unwürdig geworden bin, verbrenne mich mit deinem feurigen Atem, wenn ich dich verleugne. Aber lass es nicht zu, dass mein Volk mich verstößt, dass ein machthungriger Narr an meiner Stelle regiert, der nicht in der Lage ist, den Tazolen die Unsterblichkeit zurückzugeben, und der das Imperium in den Untergang führen wird!

1.

Keine Aussicht auf Erfolg

Myles Kantor befand sich auf der ENZA, als schon wieder Alarm gegeben wurde. Einer der terranischen Hyperphysiker, die den Gharrern in der Hauptschaltstation auf Thagarum zur Seite gestellt worden waren, zeigte sich auf dem Holo, das sich über Kantors Arbeitstisch aufgebaut hatte. Der Ausschnitt war groß genug, so dass im Hintergrund deutlich zu sehen war, wie hektisch an den Terminals gearbeitet wurde. »Myles, der Pulsar Wlaschos ist doch nicht so stabil, wie wir in den letzten Tagen gehofft haben«, überbrachte er die Hiobsbotschaft.

»Hat sich seine Pulsfolge erneut beschleunigt?« fragte der relativ unsterbliche Wissenschaftler. Die obligatorische Strähne des glatten Haares fiel ihm über die blasse Stirn. Seit Tagen stand das wissenschaftliche Team der GILGAMESCH und der Gharrer unter Strom. Bei allen machte sich die Belastung allmählich im Aussehen bemerkbar, selbst bei dem Zellaktivatorträger. Gerrick Vilström, ein lang aufgeschossener, streichholzdünner, glatzköpfiger Mann, nickte unglücklich. »Nur minimal«, sagte er, »aber wir wissen, was das zu bedeuten hat. Die Werte haben sich zuletzt recht schnell auf 15,2373 pro Sekunde erhöht.« »Nur minimal nennst du das?« rief Kantor. Normalerweise sprach er leise und moduliert. Aber in solchen Momenten verlor selbst er die Fassung.

»Du weißt doch, was geschieht, wenn die Frequenz weiter ansteigt«, sagte er halblaut. »Bei der magischen Grenze von 15,24 pro Sekunde wird's richtig kritisch!« Davon waren sie nicht mehr weit entfernt. Am 1. Januar hatte man noch einen Wert 15,2363 gemessen, danach war er langsam weitergestiegen, bis er sich stabilisiert hatte. Vilström war sich im Klaren, was diese Entwicklung bedeutete. Im Gegensatz zu seinen eher verharmlosenden Worten waren auf seiner Stirn deutlich Schweißperlen zu sehen.

»Wer wüsste das nicht«, murmelte der Hyperphysiker. »Durch seine enormen Gravitationskräfte wird der Stern zu diesem Zeitpunkt recht schnell die Stufe zum Schwarzen Loch überschreiten. Der Sonnentresor kollabiert daraufhin, und ...« »... und wir können alle für immer in Rente gehen. Falls uns noch soviel Zeit bleibt, uns darüber Gedanken zu machen«, vollendete Kantor den Satz. »Was ist die Ursache für die neuerliche Beschleunigung? Wisst ihr schon was?« »Wie immer sind's die Algioten. Sie pfuschen uns auf den Stationen zehn und elf mit gezielten Störimpulsen ins Handwerk.«

Die Stationen Nummer 10, Huscoot, und Nummer 11, Thuraghur, waren artgleiche Weltraumstützpunkte wie Khauriom. Die unmittelbaren stellaren Nachbarn Thagarums bildeten zusammen ein gleichschenkeliges Dreieck mit einer Seitenlänge von je 1,5 Lichtjahren. »Was tut ihr dagegen?« fragte Myles Kantor. Gerrick Vilström zögerte sichtlich. »Wir ...«, begann er vorsichtig. Kantor riss die großen Augen noch weiter auf. Die zusammengezogenen buschigen Brauen warfen

düstere Schatten darüber.

»Setzt den Hyperraum-Resonator ein, baut entgegengesetzte Störfelder auf, oder erteilt den GILGAMESCH-Modulen den Auftrag, die Stationen in die Luft zu sprengen - was immer notwendig ist, aber tut etwas, verdammt noch mal!« donnerte er. »Verliert keine Zeit, und ...« Seine weiteren Worte gingen in einem Stakkato an Störgeräuschen unter, als wäre sein Vorschlag sofort in die Tat umgesetzt worden. Das Holo verzerrte sich zu abstrakten Formen, und es war kein verständliches Wort mehr zu hören. Gleich darauf war die Verbindung gänzlich zusammengebrochen.

»... haltet die Katastrophe um Himmels willen noch einmal auf«, beendete Myles den Satz leise für sich selbst. Er spürte, wie kurzzeitig ein Zittern durch die ENZA ging, bevor die Stabilisatoren eingriffen. Die Auswirkungen machten sich nicht nur im Hyper-, sondern ebenfalls im Normalraum bemerkbar. Und jedesmal wurde es schlimmer...

»Achtung, wir sind soeben einem weiteren Hyperbeben ausgesetzt«, meldete der Hauptsyntron der ENZA. »Ich habe sofort Alarm an alle Schiffe gegeben. Im Augenblick dürfen keine Hyperflüge eingeleitet werden. Die Hyperortung ist wegen des heraufziehenden Hypersturms bereits ausgefallen. Geschätzte Dauer: etwa eine halbe Stunde. Während dieser Zeit sollten alle syntronischen Anlagen so wenig wie möglich belastet werden, da weitere Schäden nicht ausgeschlossen werden können.« »Warum auch nicht?« murmelte Myles. »Bisher haben wir ohnehin nichts ausrichten können ...«

Der Wissenschaftler wusste, dass sein Vorwurf Vilström gegenüber unberechtigt gewesen war. . Selbstkritisch schüttelte er den Kopf. Mir gehen wohl langsam die Nerven durch, dachte er. Ich muss mich bei Vilström nachher entschuldigen. Die Wissenschaftler arbeiteten unermüdlich daran, der Beschleunigung der Pulsfolge entgegenzusteuern. Doch bisher hatten sie keinen großartigen Erfolg gehabt. Wlaschos legte fast täglich an Beschleunigung zu, meist wurden nur extrem geringe Werte gemessen; der jüngste Sprung machte Myles Kantor jedoch ernsthafte Sorgen. Es war ein Trugschluss gewesen zu glauben, die Algiotischen Wanderer aufhalten zu können, indem man die Hauptschaltstation eroberte. Und nachdem Vil an Desch von seinem Volk zum Staatsfeind Nummer eins erklärt und beinahe umgebracht worden war, gab es kaum noch Hoffnung auf Vernunft und eine friedliche Einigung.

»Vincent, ich will jetzt endlich wissen, wo du gewesen bist!« forderte Tuyula Azyk den Mutanten zum wiederholten Male auf. Doch es brauchte eine ganze Weile, bis Vincent. Garron reagierte. Er hielt sich derzeit zwar in der medizinischen Station der MERLIN auf, aber er war weiterhin kaum ansprechbar. Physisch hatte er sich nicht weiter verändert; die Verunstaltungen waren allerdings auch nicht zurückgegangen. Seine Metamorphose schien jetzt im parapsychischen Bereich voranzuschreiten. Zumindest sagten das die Mediker.

Darla Markus, die momentan Dr. Julio Mangana als Assistentin unterstützte, hatte schon sehr lange nicht mehr in den Spiegel geschaut. Die junge Frau hatte es aufgegeben, ihre stahlblauen, schwarzgesträhten Haare zu einer kostbaren Frisur aufzudonnern, und die hüftlange Mähne lediglich zu einem schlichten, dicken Zopf ohne Schmuck zusammengefasst. Ihr goldbronzeener, glatter Teint hatte geradezu eine wächserne Blässe angenommen.

Manchmal fragte sich die junge Medikerin, ob es das alles wert war. Seit Wochen hatte sie nicht mehr richtig geschlafen, kein geregeltes Essen zu sich genommen. Sie war nervös und gereizt und hatte immer häufiger Magenbeschwerden. Und das alles für eine Aufgabe, die vielleicht völlig umsonst ist, dachte sie misstrauisch, weil sie zu keinem ordentlichen Abschluss gebracht werden kann. Wer hatte im Augenblick schon einen Nutzen davon? Es gab in ihren Augen sicher wichtigere Dinge, für die es lohnenswert war, sich derart zu engagieren und geradezu selbst aufzugeben.

Andererseits war ihre Forschungsarbeit über den ehemaligen Todesmutanten bereits auf einen beachtlichen Umfang gewachsen. Mit dieser Arbeit, ob erfolgreich beendet oder nicht, würden ihr nach der Rückkehr in die Milchstraße in jedem Fall ganz andere Türen als bisher offen stehen. Mangana hatte sich zwar nicht allzu begeistert über ihr Vorhaben gezeigt weil er sie dann

unweigerlich aus seinem Team verlor -, aber ihr keine Hindernisse in den Weg gelegt. Dank ihrer Berichte hatte er selbst sich ebenfalls zu einem Spezialisten für Vincent Garrons Anomalien entwickelt.

»Ich weiß doch nicht, was ich dir antworten soll«, antwortete Vincent nach einer langen Weile, als Tuyula Azyk schon gar nicht mehr damit gerechnet hatte. Das war es aber auch schon. Die schmalen Augenschlitze schlossen sich wieder, und er summt leise vor sich hin. Weil er ziemlich entkräftet war, lag Garron die meiste Zeit auf einer Antigravliege, an jede Menge Überwachungsgeräte angeschlossen. Die Paratron- und Anti-Esper-Schirme standen in Bereitschaft, waren aber nicht aktiviert.

Nach allen Prognosen war der einstige Massenmörder inzwischen weit davon entfernt, jemandem Schaden zufügen zu wollen. Seine Sinne waren ausschließlich auf den Sonnentresor gerichtet, er interessierte sich für nichts anderes mehr als sein farbenprächtiges »Elysium«. Deshalb war es wichtig, ihn ständig zu untersuchen, seine Veränderungen zu protokollieren. Das Bluesmädchen richtete das vordere Augenpaar auf Darla Markus. »Kannst du mir nicht helfen?« bat Tuyula leise. Darla seufzte und strich über ihren dicken Zopf. »Tuyula, was soll ich denn noch tun? Die Messgeräte spucken ständig Werte aus, auf die ich mir keinen Reim machen kann. Es gibt keine vergleichbare Datei, die uns weiterhelfen könnte. Vincent Garron ist einmalig. Wir könnten ihm nicht einmal ansatzweise helfen, wenn er uns darum bäte. Das einzige, was ich ihm geben kann, sind temporäre Mittel gegen körperliche Schmerzen, aber die schlagen schon kaum mehr an.«

»Ich glaube nicht, dass er noch unter Schmerzen leidet«, bemerkte Tuyula. »Das Problem ist, dass er nach überhaupt nichts mehr verlangt«, fuhr Darla fort. »Er ist zwar körperlich anwesend, aber mehr auch nicht. Die Gehirnaktivitäten im parapsychischen Bereich sind ständig im Extrem. Die hyperphysikalischen Werte spotten jeder Beschreibung. Nach Ansicht der Maschinen ist Garron kein Mensch mehr, ja nicht einmal mehr ein lebendiges, atmendes Lebewesen. Wir haben keine Erklärung dafür, wie sich sein Körper noch am Leben erhält. Ich gehe davon aus, dass er, würden wir ihm nicht regelmäßig die notwendigen Energien zuführen, langsam, aber sicher verhungern würde.«

Die Medikerin hob die Schultern. »Aber ob sein Geist dann stirbt ... Das wage ich zu bezweifeln.« »Das ist bei Menschen möglich?« fragte die Blue entsetzt. »Der bekannteste humanoide Vertreter war und ist Ernst Ellert«, antwortete Darla und nickte. »Natürlich hat Garron ganz andere Paragaben, weswegen wir keine Vergleiche anstellen können. Wir wissen nicht, was aus ihm wird, sollte er eines Tages dazu in der Lage sein, das körperliche Dasein aufzugeben.« »Aber ... du hältst es für möglich?« »Er interessiert sich nicht mehr für seinen Körper. Seine Gehirnaktivitäten, die den für uns normalen Bereich betreffen - also die bewusste Wahrnehmung der Umwelt, das Empfinden elementarer Bedürfnisse und so weiter -, sind stark eingeschränkt. Er reagiert kaum noch auf Reize.« Tuyula senkte den Tellerkopf. »Ich habe gehört, wie Julio Mangana gesagt hat, dass Vincent sich der Realität immer mehr entfremdet.«

»So sehe ich das auch«, stimmte die Medikerin zu. »Ich gehe so weit zu behaupten, dass du noch der einzige Bezugspunkt für die dritte Dimension bist. Ohne dich hätte er sicherlich nicht mehr zur MERLIN zurückgefunden.« »Aber warum redet er dann nicht mit mir?« zirpte die junge Blue verzweifelt. »Weil er anscheinend viel nachzudenken hat, Tuyula. Sein ganzes Denken richtet sich auf den metaphysischen Bereich aus - und hat sich entsprechend verändert. Es ist uns nicht mehr möglich, seinen Gedankengängen zu folgen, seine Bildsprache zu verstehen. Es wird für ihn immer schwieriger, sich uns in einfachen Worten verständlich zu machen.« Darla Markus deutete auf die Holoschirme der Überwachungssysteme. »Obwohl es mein Beruf ist, kann ich auf diesen Auswertungen nahezu ebenso wenig erkennen wie du. Sie entsprechen nichts, womit wir etwas anfangen können. Einerseits ist Garron hirntot, andererseits hyperaktiv. Es ist alles ein großes Rätsel.«

Als die Medikerin angefangen hatte, sich mit dem »Fall Vincent Garron« zu beschäftigen, hatte sie tiefen Hass gegen ihn empfunden. Doch inzwischen fühlte sie praktisch nichts mehr; der Mutant war zu einem reinen Forschungsobjekt geworden, das sie emotionslos und sachlich bearbeitete.

Garron förderte dieses pragmatische Verhalten noch, nachdem er sich selbst nahezu vollständig von der Umwelt abgekapselt hatte. Tuyula richtete die schillernden Katzenaugen auf ihren Freund. Impulsiv packte sie seinen Arm mit den drei kräftigen Daumen und schüttelte ihn. »Vincent, hör mir endlich zu!« schrillte sie. Der Mutant öffnete tatsächlich die Augen und erwiderte mit einem verwunderten Gesichtsausdruck ihren Blick.

»Ich bin hier«, sagte er langsam. Seine Stimme klang rau und fern, mit einem seltsamen Nachhall. »Du musst mir sagen, wo du gewesen bist! Es ist wirklich sehr wichtig!« »Es ist so schwierig, das zu beschreiben ... Ich verstehe es ja selbst noch nicht ...« »Dann fangen wir doch beim Einfachsten an: Du bist wegteleportiert und warst wohl in der Nähe des Sonnentresors, in irgendeiner Dimension oder im Hyperraum?« »Das ist alles, Tuyula. Mehr war nicht.« Eine Antwort war das nicht. Tuyula übergang es und fragte einfach weiter: »Aber was hast du dort gesehen?« »Ich sagte es doch schon. Wunderbares. Farben. Es ist das Elysium ...« »Vincent, du nervst mich mit der dauernden Wiederholung dieses Wortes! Erzähl mir lieber, was geschehen ist!«

Tuyula sprach sehr schnell; sie hatte Angst, Vincent vorzeitig zu verlieren, bevor er endlich die gewünschten Antworten gegeben hatte. »Ich versuche ja, mich zu erinnern ... Es ist nicht einfach, Kleine, das müsstest du doch verstehen. Es ist auch für mich alles noch fremd und neu... Ich weiß, dass ich versuchte, eine Hypersenke zu bilden.« »Du - hast es versucht?« »Ja. Es gelang mir aber nicht so gut. Die Hypersenke war instabil und..., wie soll ich es sagen ...löchrig ... Sie war gerade noch fest genug, um mich vor den zerstörerischen Einflüssen des Hyperraums zu schützen. Doch es war ganz anders als sonst: hell ...«

»Hell? Du meinst, es war nicht absolut finster, wie ich es immer erlebt habe?« »O nein, ganz und gar nicht. Die Hülle war sehr schwach und fein, beinahe wie ... eine Schmiegeschicht. So war sie transparent, weil ich es nicht schaffte, sie richtig zu stabilisieren.« »O strahlende Kreatur der Erleuchtung!« flüsterte Tuyula. »Dann ... dann hätte es immer so sein können?« Die Angst strömte in ihr empor; sie erinnerte sich wieder einmal an die grauenvollen Stunden, die sie in irgendwelchen Hypersenkten hatte verbringen müssen, weil Vincent sie versteckt hatte. Tuyula schüttelte sich.

Vincent summt wieder vor sich hin. Doch bevor die Blue ihn erneut anfassen konnte, sprach er weiter: »Ich weißes nicht, Tuyula. Doch diesmal war es eben so. Sie war auch nicht sehr groß, gerade genug Platz für mich ... und da habe ich sie gesehen. Die Farben, aber nicht einfach nur irgendwelche Kleckse, sondern wahrhaftige Gebilde, stets veränderlich in Form und Farbe, sich wiegend im Hyperwind. Sie schaukelten auf und ab, schwebten nebeneinander dahin oder berührten sich ... Und dabei kam es immer zu einer wahren Farbexplosion.«

Automatisch hatten sich, sobald Vincent zu reden begonnen hatte, zahlreiche Aufzeichnungsgeräte eingeschaltet. Sie analysierten seine Sprechweise, seine Atmung, jede Bewegung seine Muskeln. Später konnte man daraus vielleicht Rückschlüsse ziehen. Darüber hinaus hatte Darla Markus sofort eine Verbindung zu Julio Mangana hergestellt und offengehalten, damit dieser alles live miterlebte. Wahrscheinlich ärgerte ihr Vorgesetzter sich darüber, sich gerade jetzt ein paar Stunden frei genommen zu haben, während der Patient die ganze Zeit vorher nicht ansprechbar gewesen war. »Was waren das für Gebilde, Vincent?« drängte Tuyula. »Lebewesen? Bewohner des Hyperraums?«

»Das konnte ich nicht herausfinden«, antwortete Vincent, plötzlich sehr klar und deutlich. »Es könnten auch abstrakte Hyperphänomene sein. Es kommt mir zwar so vor, als wären sie lebendig gewesen, aber ich bin natürlich nicht objektiv. Es war so überwältigend, ein Rausch der Sinne ... Jedenfalls bemerkte mich niemand, nichts griff mich an ..., und dann ...« Der Mutant beendete den Satz nicht. Er schloss die Augen und setzte die merkwürdige, eintönige Melodie fort. »Vincent! Bleib bei mir!«

Tuyula versuchte mehrmals, seine Aufmerksamkeit zu gewinnen, aber der Mutant reagierte nicht mehr. Für ihn war offensichtlich alles gesagt und die Unterhaltung damit beendet. Er wollte sich wichtigeren Dingen widmen. »Die auf den Hyperraum gerichteten Parasinne nehmen wieder an Aktivität zu«, sagte Darla mit dem Blick auf die Kontrollen. »Hör lieber auf, ihm zuzusetzen,

Tuyula, sonst verschwindet er wieder. Er ist ohnehin bereits mehr dort als hier. Wenn er das Nächstemal abhaut, findet er vielleicht gar nicht mehr zurück. Dann verlieren wir ihn für immer.«
 »Das darf nicht geschehen!« zirpte Tuyula erschrocken. »Ich werde ihn nicht mehr so bedrängen. Nach und nach wird er mir sein Wissen preisgeben, da bin ich ganz sicher.«

2. Fluchten

»Großer Gott!« entfuhr es Myles Kantor, als er die Ortung sah. Der Hypersturm war nach. Einer knappen Stunde wieder vorüber, und es hatte Entwarnung gegeben. Gharrische und terranische Raumschiffe konnten wieder in den Hyperflug gehen, allerdings unter größtmöglichen Sicherheitsvorkehrungen. Momentan waren keine weiteren Beben und Stürme prognostiziert, dennoch blieben alle Schiffe weiterhin in ständiger Bereitschaft. Solange der Sturm angedauert hatte, hatten die Wissenschaftler auf Thagarum nichts gegen die algiotischen Schaltstationen auf Huscoot und Thuraghur unternehmen können. Nun suchten sie verzweifelt nach Möglichkeiten, den Störimpulsen entgegenzuwirken, um den Kollaps des Neutronensterns Wlaschos aufzuhalten.

Auf der ENZA wurde ebenfalls beratschlagt, wie man das verheerende Wirken der Algioten endlich unterbinden konnte. Immerhin gab es momentan keine Angriffe der Knoten- und Pfeilschiffe, nicht einmal in Form von Kommandounternehmen und »Nadelstichen«. Nachdem Dro ga Dremm den Platz des obersten Scoctoren eingenommen hatte, wurde offensichtlich an einer neuen Strategie gearbeitet. Die Atempause war aber nur ein kleiner Lichtschimmer; jeder wusste auch, dass sich Tausende Raumschiffe der Algioten in relativer Nähe befanden. Zudem zeigte sich, nachdem die Hyperortung wieder funktionierte, dass die Störimpulse von den Stationen um den Sonnentresor auch diesmal nicht ohne Folgen geblieben waren.

Auf den Ortungsschirmen war deutlich zu sehen, dass drei Sonnenwürmer aus Skoghal ausgebrochen waren. Die sogenannten Flare-Phänomene zeigten sich diesmal auf der Oberfläche von Arpako, einem Neutronenstern von vierfacher Solmasse, jedoch nur mit einem Durchmesser von 67 Kilometern der im inneren Ring stand. Die Guan a Var zogen drei lange, im Hyperspektrum deutlich sichtbare Bahnen von Protuberanzen über Arpako und lösten ähnliche Effekte wie bei Flare-Sternen aus: Bogenförmige Energiegebilde spannten sich über die Oberfläche der Sonne, spektakulär leuchteten farbenprächtige Eruptionen auf, die allein durch das Wirken der Sonnenwürmer entstanden. Bereits durch diese Phänomene wurde deutlich, dass die Guan a Var immer schwerer zu kontrollieren waren.

»Myles!« durchdrang eine wohlbekannte Stimme Kantors Gedanken. Der Wissenschaftler zuckte zusammen. Atlan rief ihn von der RICO aus an; das metergroße Holo hatte sich gebildet, ohne dass es dem Wissenschaftler aufgefallen war, und zeigte das vergrößerte Brustbild des unsterblichen Arkoniden. »Hörst du endlich zu?« wiederholte der Leiter der GILGAMESCH-Expedition. »Tut mir leid, Atlan, aber das ist ...« »Ich weiß, deshalb rufe ich an. Was tun die Hyperphysiker auf Thagarum dagegen?« »Sie versuchen alles menschen- und gharrermögliche.«

»Ohne Erfolg?« Kantor blies die Haarsträhne aus der Stirn. »Gib uns eine Chance, ja?« rief er verzweifelt. Die rötlichen Augen des Arkoniden funkelten, die dichten weißen Brauen waren düster zusammengezogen. »Die haben wir bald nicht mehr, Myles«, erwiderte er ernst. »Ich erwäge zum wiederholten Mal, die beiden Stationen mit allem anzugreifen, was wir haben, und zu erobern.« »Wir haben ja schon mehrmals darüber diskutiert, sie zu sprengen«, stieß Kantor hervor. »Aber das Risiko ist zu hoch, auch wenn es als der einfachste Weg erscheint. Du weißt selbst am besten, was alles passieren kann.«

Atlan presste die Lippen aufeinander. »Wir sind den Algioten technisch überlegen. Ein gleichzeitiger, überraschender Angriff unserer GILGAMESCH-Flotte auf bei den Stationen könnte Erfolg bringen.« Er seufzte. »Auch wenn wir selbst wahrscheinlich vergleichsweise hohe Verluste hinnehmen müssten.« »Zudem ist damit zu rechnen, dass die Algioten diesmal etwas sehr Unvernünftiges tun!« hielt Myles ihm entgegen. »Wir haben das die Syntroniken durchrechnen lassen, die Kokos haben's gegengeprüft.« Nervös wischte sich Myles Kantor die Haarsträhne aus der Stirn. Kurz blieb sein Blick am Holo einer altertümlichen Taschenuhr hängen, das auf seinem Arbeitstisch

in der Luft schwebte. Dann erst sprach er weiter.

»Nach dem Fall von Thagarum haben die Algioten natürlich alle anderen Stationen - vor allem die, auf denen sie gerade tätig sind - hundertprozentig mit einem Massenaufgebot an Schiffen abgesichert. Wir wissen aus allen möglichen Spionage berichten, dass es dort nur so von Kampfeinheiten wimmelt! Sicher können sie uns nicht widerstehen, aber uns so lange aufhalten, bis die Besatzungen der Stationen vielleicht ein Selbstmordkommando durchführen. Wir wissen nicht, zu welchen Störungen sie noch fähig sind vielleicht haben sie inzwischen eine Selbstzündungsautomatik, die wir unmöglich schnell genug aufhalten können, bevor der Pulsar zu einem Schwarzen Loch zusammenstürzt. Wir können das einfach nicht schaffen! Es würde lediglich zu einer sinnlosen Massenschlacht führen.«

Myles seufzte, als er sah, wie ihn Atlan erwartungsvoll anblickte. »Ich weiß, du kennst das alles, alter Arkoniden-Admiral«, sagte er leise. »Aber du darfst auch nicht die Gefahr des nächsten Hypersturms vergessen. Da kann es uns kalt erwischen, das kann für die Schiffsbesatzungen wirklich gefährlich werden. Das Risiko, wieder in ein Beben oder einen Sturm zu geraten, ist ziemlich hoch, solange Wlaschos nicht stabil gehalten wird. Das bedeutet, dass wir wegen einer Verzweiflungstat mit minimaler Aussicht auf Erfolg das Leben unserer Leute aufs Spiel setzten.« Das Gesicht des Arkoniden wurde zusehends finsterer, während Kantor auf ihn einredete. Es war ihm deutlich anzusehen, dass er sich solche Gedanken längst selbst gemacht hatte, sie aber nicht von anderen hören wollte nicht in dieser prekären Lage.

Atlan wollte offenbar lieber hören, dass der erfindungsreiche Wissenschaftler einen Ausweg sah, während des Angriffs erfolgreich ein Störmanöver einleiten zu können. Kantor sah, dass Atlans Augen vor Erregung feucht wurden. »Du weißt das doch alles selbst, nicht wahr?« Atlan seufzte. »Ich bin in solchen Lagen Optimist. Mit einem letzten Funken Hoffnung hatte ich mir gewünscht dass deine Leute und die Gharrer 'die Algioten in den Stationen so lange beschäftigen könnten, bis wir durchgedrungen wären.«

»Unmöglich. Wir können nicht vermeiden, dass sie den Angriff mitbekommen. Und ein siganesisches Geheimkommando können wir ebenfalls nicht schicken, weil uns die Zeit davonläuft. Wir werden etwas unternehmen, aber auf andere Weise.« »Aber wie?« Der Terraner und der Arkonide sahen sich an. Und hatten plötzlich denselben Gedanken.

Darlas Augen weiteten sich erstaunt, als sich nicht nur Julio Mangana in der Medostation einfand, sondern auch Myles Kantor und Atlan. »Wie kooperativ ist Vincent Garron noch?« kam der Mediker ohne Umschweife zur Sache, während er sich gleichzeitig einen Überblick über die Protokolle verschaffte. »Leider ist es schon wieder vorbei«, antwortete Darla Markusbedauernd. »Ist es möglich, dass wir mit ihm sprechen?« erkundigte sich der Arkonide. Es musste schon sehr wichtig sein, wenn Atlan sich persönlich hierher bemühte, anstatt über Funk zu konferieren. Darla wusste, dass sie sich jetzt jedes Wort gut überlegen musste. Schließlich war ein Aktivatorträger, noch dazu der uralte Atlan, nicht einfach irgendwer, den man abschmettern durfte.

Zu Beginn der Reise hatte sie eine neutrale Einstellung zu den Zellaktivatorträgern gehabt. Diese Leute waren ihr fern und unbekannt gewesen, unerreichbar und daher kaum von Bedeutung. Doch inzwischen hatte sie einige von ihnen unmittelbar in Aktion erlebt oder sogar persönlich kennengelernt und festgestellt dass sie eben doch nicht wie »jeder andere« waren. Sie alle waren uralt, besaßen einen Erfahrungsschatz, den kein Mensch in seiner normalen Lebenszeit anhäufen konnte. Sie waren im Lauf der Zeit durch Leid und Schmerzen gewachsen, hatten ihren Charakter gefestigt und gestählt. Aber sie waren nicht abgebrüht, abgestumpft oder gleichgültig. Ganz im Gegenteil.

Atlan war der älteste von allen, er kannte die Menschen bereits seit der Frühgeschichte, als aus den Jägern und Sammlern sesshafte Bauern geworden waren, und hatte sie behutsam in der Entwicklung unterstützt. Obwohl Dada Markus sehr selbstbewusst war, konnte sie das nicht unberührt lassen. Sie ärgerte sich über sich selbst, als sie merkte, wie ihr Pulsschlag sich erhöhte, als sie dem Arkoniden zum ersten Mal persönlich gegenüberstand. Und weil sie genau wusste, dass sie

seiner einfachen, höflich vorgebrachten Bitte nicht entsprechen konnte. Von Julio konnte sie keine Unterstützung erwarten; er preschte eher noch vorn, als die Tatsache einzusehen, dass manche Grenzen nicht überschritten werden konnten.

»Wir können es natürlich versuchen« formulierte sie sehr vorsichtig und räusperte sich wütend, als sie das leichte Zittern in ihrer Stimme hörte. »Ich halte es jedoch für das beste, wenn ausschließlich Tuyula Azyk - wie bisher auch - den Kontakt zu Garron aufnimmt. Sie ist seine wichtigste Bezugsperson. Ich habe festgestellt, dass er sehr nervös wird, wenn er andere Personen bemerkt. Das könnte einen Fluchtreflex bei ihm auslösen. Garron ist kein normaler Mensch, deshalb ist hier äußerste Vorsicht geboten.« Atlan hatte ruhig zugehört und nickte dann. »Selbstverständlich. Ich denke, Tuyula kann unser Anliegen ebenso gut vortragen wie wir selbst.« Myles Kantor stimmte dem Arkoniden mit einem kurzen Brummen zu.

Die Blue beobachtete sie mit ihrem hinteren Augenpaar, ohne sich der Gruppe zuzuwenden. In erster Linie konzentrierte sie sich auf Vincent Garron, bei dem sie so unermüdlich wie seit dem ersten Tag Wache hielt. Darla war überrascht und erleichtert. So einfach ging das? Sie hatte zähe Verhandlungen und Vorhaltungen oder auch nur einen kurzen Befehl erwartet. Fasziniert lächelte sie den Arkoniden an. »Tuyula, kannst du bitte einen Moment herkommen?« sagte Mangana zu dem Bluesmädchen. Der Mediker erklärte ihr in kurzen Worten, was von ihr erwartet wurde.

Die junge Blue zeigte sich skeptisch, machte sich aber gehorsam an die Arbeit. Mit Hilfe ihrer Mutantengaben versuchte sie Kontakt zu Vincents Bewusstsein zu erhalten und ihn so wieder in die dritte Dimension zu bringen. Das war ihr Gebiet, hier kannte sie sich aus. Es dauerte einige Zeit, bis Garron die Augen aufschlug. Er wirkte einen Moment desorientiert, als wisse er nicht, wo und wann er sich befand und zeigte sich dann offenbar höchst erstaunt, dass seit dem letzten Kontakt nur kurze Zeit vergangen war. »Vincent, wie geht es dir?« erkundigte sich Tuyula.

Mangana hatte ihr auf die Schnelle eine Art Fragenkatalog genannt; sie hatte keine Mühe, sich das auf Anhieb zu merken. Wie die meisten Blues besaß Tuyula ein hervorragendes Gedächtnis, das bei guter Konzentration alle Eindrücke speicherte und entsprechend wieder abrufen konnte, ohne abgelenkt werden zu können. »Ich fühle mich ausgezeichnet.« Wieder diese hallende, ferne Stimme. Darla machte sich unruhig an den Kontrollen zu schaffen. In dieser Stimmung gefiel der Patient ihr ganz und gar nicht, und sie machte beschwichtigende Gesten: nur ja langsam vorgehen. Tuyulas hinteres Augenpaar blinzelte der jungen Medikerin beruhigend zu. Sie wusste schon, wie sie vorgehen musste.

»Bist du wieder am Sonnentresor, Vincent?« »Aber dort bin ich doch immer.« »Hast du eine Veränderung bemerkt?« »Welcher Art?« »Hyperphysikalischer Art. Hyper stürme, Eruptionen, Veränderungen der Strahlungsdichte der Sonnen.« »Ja.« »Beunruhigt dich das?« »Nein, weshalb?« »Es gibt Auswirkungen hier in der dritten Dimension. Bei uns.« »Auf der MERLIN auch?« »Ja, Vincent.« »Bringt dich das in Gefahr, Tuyula?« »Möglicherweise.«

Eine kurze Zeit herrschte Schweigen. Die Stille zerrte an den Nerven. Mangana tigerte unruhig vor den Kontrollen auf und ab. »Das will ich nicht«, sagte Garron schließlich. »Sagst du mir das, damit ich dir helfe?« »Ja, Vincent.« »Hast du Angst?« »Ich weiß nicht ... Ich verstehe es nicht richtig. Kannst du mir helfen?« »Ich bin nicht mehr richtig hier, Tuyula. Ich kann kaum aufstehen. Die stoffliche Welt ist mir so fern ... Ich fühle meinen Körper doch kaum.«

»Bitte, Vincent, bleib hier!« Tuyulas Stimme klang.. sehr hoch, wie stets, wenn sie aufgeregt war. Darla Markus zuckte zusammen, wie Tuyula mit einem ihrer vier Augen feststellte. Hektisch fummelte sie an den Geräten herum, doch die Gehirnaktivitäten waren gleichgeblieben. »Was ist los?« erkundigte sich Mangana. Myles Kantor und Atlan hielten sich weiterhin still im Hintergrund. »Ich weiß nicht ... Ich dachte schon, Vincent würde abhauen«, zirpte Tuyula verwirrt, während sie sich ihm zuwandte. »Ich kann es spüren ... Er mag diese Fragerie nicht. Und er will nicht von meinen Problemen belästigt werden. Er glaubt nicht, dass er mir helfen kann ...«

»Oder will er es nicht?« forschte der Mediker weiter. Tuyula drehte den Diskuskopf zu ihrem Freund. »Du bist doch so stark, Vincent. Du könntest etwas für uns tun.« »Ja?« Das klang

gelangweilt. »Wir sind wirklich in großer Gefahr, Vince. Es sind schon wieder Sonnenwürmer ausgebrochen. Die Guan a Var, weißt du?« »Aha.« Noch gelangweilter. Er wird gar nichts tun, dachte Tuyula verzweifelt. Die Menschen interessieren ihn inzwischen kaum mehr. »Wir müssen die Algioten aufhalten, den Sonnentresor weiter aufzuheizen«, fuhr Tuyula fort. »Wenn es ihnen gelingt, werden wir alle von einem Schwarzen Loch verschlungen, und die Guan a Var sind frei ... Aber dein Elysium ist ebenso zerstört.« Vincent öffnete die Augen einen Spalt. »Das kann nicht zerstört werden.« »Doch, das wird es, Vincent. Nein, bleib hier!«

Mhogenas fühlte sich am Rande des Zusammenbruchs. Der Gharrer hatte fast seine gesamte psireflektrische Kraft aufwenden müssen, um Vil an Desch wieder Lebensmut zu verleihen. Die Ängste und Sorgen, die der Tazole ausstrahlte, griff Mhogenas Gabe auf und schleuderte sie gewissermaßen zurück: Vil an Desch bekam so wieder neue Kraft. Es war verständlich, dass der ehemalige oberste Scoctore am Boden zerstört war. Innerhalb weniger Stunden vom Thron gestoßen und nur knapp dem gewaltsamen Tode entronnen zu sein konnte nicht spurlos an einem der mächtigsten Wesen einer Galaxis vorbeigehen. »Dro ga Dremm hat dafür gesorgt, dass das ganze Volk mich für einen Verräter hält«, sagte der Tazole erschüttert.

Es fiel ihm schwer, Würde zu wahren. Zuerst hatte er wochenlang ohne das regenerierende Elcoxol-Bad auskommen müssen, was seine Lebenszeit rapide verkürzte, und nun hatte er noch mehr verloren - sein Ansehen, seinen Rang, seine Macht. Im Moment wirkte der Tazole klein und verlassen. Früher hatte seine enorme, majestätische Ausstrahlung seine geringe Körpergröße wettgemacht. Vil an Desch maß nur 1,62 Meter, was gut zwanzig Zentimeter unter dem tazolischen Durchschnitt lag. Nervös und unglücklich schob er die 123 Göttersteine auf den drei abgegriffenen Leder-Gebetsschnüren des Liandos herum.

»Du musst dein Denken jetzt auf die Zukunft richten«, mahnte Mhogenas freundlich. »Viel schlimmer ist, dass Dro ga Dremm sich so uneinsichtig gezeigt hat und jetzt erst recht daran arbeitet, die Guan a Var zu befreien.« »Du redest leicht, Fünfter Bote«, versetzte Vil an Desch spöttisch. »Dir ist nicht dasselbe widerfahren wie mir. Du hast keine Vorstellung, wie es ist ...« »Doch, die habe ich«, unterbrach der Gharrer. »Dank meiner psionischen Kräfte.« »Mit denen du gerade versuchst, meine Seelenqual ins Positive umzuwandeln, nicht wahr?«

»Zum Teil ist mir das doch bereits gelungen, oder? Vor einiger Zeit hast du noch von Selbstmord gesprochen.« Der Tazole schwieg. Er hätte widersprechen können, doch das wäre eine Lüge gewesen. Es stimmte; ohne Mhogenas hätte er sich vermutlich selbst getötet, so sehr hatte er sich in die Tragödie hineingesteigert. »Wenigstens bin ich endlich zu meinem Elcoxol-Bad gekommen«, meinte er dann. »Das hat einen beträchtlichen Teil meiner Lebensgeister wiedererweckt. Wäre ich tot, hättest du sehr viel Energie sparen können.«

Dem Tazolen war es trotz der für ihn sehr fremden Physiognomie des Gharrers nicht entgangen, dass Mhogenas sehr erschöpft war. »Ich regeneriere mich schnell«, behauptete der Maahk-Abkömmling. »Ein Bad würde dir schneller auf die Sprünge helfen«, meinte Vil an Desch. »Ich bedaure es sehr, dass dieser Anzug immer zwischen uns sein muss. Ich hätte sehr gern einmal deinen Geruch aufgenommen und ein Bad mit dir geteilt.« Die Tazolen hatten bei der Badezeremonie gern Gesellschaft. Außerdem besaßen sie einen sehr feinen Geruchssinn, der sehr wichtig für die Einschätzung anderer war.

»Ein freundlicher Vorschlag«, sagte Mhogenas. Und ungewöhnlich dazu. Immerhin war Vil an Desch weiterhin ein Gefangener, auch wenn er wie ein Gast behandelt wurde. Zudem teilten gerade die ranghohen Scoctoren dieses intime Ritual natürlich nicht mit jedem. Anfangs hatte sich Vil an Desch sogar geweigert, mit manchen der »niederrangigen« Wesen zu sprechen. Der Gharrer schloss daraus, dass Vil an Desch auch weiterhin bereit war, die Chearther und ihre Verbündeten zu unterstützen.

Vil an Desch stieß einen knarrenden Laut aus. Wie alle Tazolen besaß er eine »Reibeisenstimme«, wie es die Terraner nannten. Ansonsten war er weitgehend humanoid - von asketischer, völlig haarloser Gestalt, mit tiefliegenden dunklen Augen. Sein Kopf wirkte wegen der

dünnen Haut, die sich eng um die Knochen spannte, des lippenlosen Mundes und der häufig gebleckten, kräftigen Zähne eher wie ein Totenschädel. Bedingt durch eine mit straffen Bändern künstlich hervorgerufene Verformung in der Kindheit war sein eiförmiger Hinterkopf weit ausladend. »Ich habe keine Ehre mehr«, stieß er hervor. »Es verbittert mich, dass ich mich so sehr täuschen konnte. Ich hatte geglaubt, dass mein Volk der Realität gegenüber aufgeschlossen und den Argumenten der Vernunft zugänglich ist.«

»Wie lässt sich das mit eurem Glauben vereinbaren?« wollte Mhogena interessiert wissen. Er konnte sich das nicht vorstellen. »Ich war immer sehr fromm und habe den Göttern in tiefem Glauben gedient, Mhogena«, sagte der Tazole. »Das tue ich immer noch! Deswegen darf man sich aber nicht an die Vergangenheit klammern, das ist einfach zu bequem. Die Zeit steht nicht still, sie bringt Fortschritt und Entwicklung. Wir müssen uns den Veränderungen anpassen, wenn wir überleben wollen. Eine solche Ignoranz wie bei Dro ga Dremm ist mir einfach unverständlich!« Vil an Desch ließ das Liandos liebe voll durch seine Finger gleiten, bevor er weitersprach.

»Fortschritt und Glauben sind nicht unvereinbar, Mhogena, im Gegenteil. Aber es gibt immer welche, die fanatische Bigotterie betreiben. Ich habe Dro ga Dremm in dieser Hinsicht unterschätzt.« »Denkst du nicht, dass viele Tazolen so denken wie du und möglicherweise Dro ga Dremm daran hindern werden?«

»Oh, es ist nicht das erste Mal, dass auf diese Art kurzer Prozess gemacht wird. Allerdings ist seither so viel Zeit vergangen, dass ich ernsthaft daran geglaubt hatte die Verfolgung sogenannter Ketzer wäre für immer vorbei. Seit Ver to Nischs Zeiten hat es so etwas nicht mehr gegeben.«

Mhogena horchte auf. »Ver to Nisch? Ist das ein Heiliger?« »Aber nein«, antwortete Vil an Desch beinahe amüsiert. »Ver to Nisch war der Erneuerer. Der Aufklärer. Er führte die Tazolen in die moderne Zeit, und ich wollte sie weiterbringen denn je. Dro ga Dremm hingegen will sie nun wieder in die Primitivität zurücktreiben, deshalb hat er mich zum Verräter und Ketzer gebrandmarkt. Insofern ist es fast schon wieder eine Ehre für mich. Nun stehe ich auf derselben Ebene wie einst Ver to Nisch.«

»Schrei mich nicht an, Tuyula, ich kann dich doch hören!« »Tut mir leid, Vincent. Aber ich habe immer Angst, dass du mich verlässt. Gerade kam es mir wieder so vor, dass du weg wolltest. Und ich brauche dich hier.« »Ich denke darüber nach, ob ich dich nicht einmal mitnehmen könnte. Dann wären wir die ganze Zeit zusammen ...« »Das will ich aber nicht! Ich bin ein organisches Lebewesen, genau wie du. Du bist dafür nicht geschaffen, dauernd im Hyperraum herumzugeistern. Aber deine Kräfte könnten uns auf andere Weise nützlich sein ...« »Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich mich einmische«, erklang eine fremde Stimme.

Dr. Julio Mangana hatte jetzt wohl endgültig die Geduld verloren. Darla Markus vermutete, dass ihn die Anwesenheit der beiden Zellaktivatorträger erst recht nervös machte. Sie fand es nicht gut, dass er nun plötzlich dazwischenfuhr. Garron war ohnehin kaum mehr an einer Unterhaltung interessiert, und Tuyula musste sich sehr anstrengen, um ihn bei der Stange zu halten. Die Medikerin fand, dass das Bluesmädchen seine Sache sehr gut machte. Auch wenn die Zeit drängte, durfte man nichts übereilen. Schließlich sollte Garron für die Galaktiker tätig werden - und das klappte nicht so einfach, indem man ihn dazu aufforderte. Doch sie hielt den Mund. Würde sie nun auch noch dazwischenfunken, kam es garantiert zu einer Auseinandersetzung: Immerhin war Mangana ihr Chef und hatte allein über die Vorgehensweise zu entscheiden. Abgesehen davon machte das keinen guten Eindruck vor Atlan und Myles Kantor. »Wer ist das?« fragte Vincent irritiert. »Wer hat da gesprochen?«

»Du kennst meine Stimme, und du kennst mich«, antwortete Mangana. »Sieh mich an, Garron!« Der Mutant richtete sich tatsächlich von der Liege auf und schwang die Beine über den Rand. »Tuyula hat wohl für dich gesprochen«, sagte er. Im Moment klang seine Stimme ganz normal. Vielleicht war Manganas Strategie doch nicht so schlecht. Er schien Garron tatsächlich aufgerüttelt zu haben. Die Augen des Mutanten, kaum sichtbar unter den entstellenden Wucherungen, bewegten sich; sein Blick schweifte durch das Labor, glitt jedoch weitgehend

interesselos über Atlan und Kantor hinweg.

»Tuyula spricht für sich und uns alle«, entgegnete der Chefmediker. »Wir sind in großer Gefahr, ohne Übertreibung. Und ich denke, dass du uns helfen könntest.« Er erklärte Garron die Situation an den beiden Schaltstationen und die Bemühungen auf Thagarum. »Mit deinen Parafähigkeiten könntest du mühelos auf die Stationen zehn und elf gelangen und die Algioten an ihrem Treiben hindern.« »80 einfach ist das nicht ... Ich könnte mich wieder verlieren ...«, sagte Vincent zögernd. Er hob eine verunstaltete Hand an seine Augen und drehte sie hin und her. »Außerdem will ich niemanden mehr töten, auch keine Algioten.«

»Das liegt uns selbstverständlich absolut fern«, wehrte der Mediker ab. »Du würdest die notwendige technische Ausrüstung erhalten, um die Schaltsysteme zu zerstören. Mit Hilfe deiner Parasinne könntest du die Algioten so beeinflussen, dass sie dich nicht einmal bemerken.« »Das schaffe ich nicht.« »Nach meinen Untersuchungen wärest du dazu in der Lage, und zwar körperlich wie auch geistig«, widersprach Mangana. »Ich brauche dich wohl nicht daran zu erinnern, dass es deine Pflicht ist ...« »Ich bin niemandem verpflichtet«, unterbrach Vincent. »Im übrigen strengt mich dieses Gespräch sehr an. Ich sehne mich zurück zum Sonnentresor. Dort bin ich zu Hause, in meinem Elysium ...« »Garron, du kannst dich nicht einfach aus der Verantwortung schleichen!« sagte Mangana. »Du bist ...«

»Vincent, bitte, hör auf damit!« schrillte Tuyula Azyk dazwischen.. »Warum willst du uns denn nicht helfen?« »Dieser Typ hier nervt mich«, antwortete der Mutant. »Ich lasse mir von niemandem etwas befehlen noch irgendwelche Vorhaltungen machen. Außerdem habe ich die ständigen Untersuchungen satt. Er behauptet, alles über mich zu wissen, dabei hat er nicht die geringste Ahnung.« »Garron, Atlan ist persönlich hierher gekommen, um dich um Hilfe zu bitten!« sagte Mangana scharf. »Willst du nicht wenigstens mit ihm sprechen?« »Ich bin müde. Ich bin krank. Ich verliere mich wieder.« Vincent griff sich an den monströsen Kopf. »Ich kann mich nicht mehr konzentrieren, wenn ihr alle auf mich einredet... Lasst mich in Ruhe!«

Dann war er weg. Mangana klappte der Unterkiefer herunter. Tuyula drehte sich langsam zu ihm um. »Das ist allein deine Schuld!« zirpte sie empört. »Hättest du Vincent nicht so bedrängt, wäre er nicht abgehauen! Du hast ihn völlig überfordert, hast du das denn nicht gemerkt? Du kannst keine normalen menschlichen Maßstäbe mehr bei ihm ansetzen!« »Es - es tut mir leid«, stotterte der Chefmediker. »Aber wenn man länger mit Garron arbeitet, gehen einem irgendwann die Nerven durch.« »Ich kann das verstehen«, versuchte Darla Markus zu trösten.

Sie wusste selbst, wie sehr die Zusammenarbeit mit dem Mutanten an die Psyche ging: Jeder hatte die Bilder der Garron-Opfer im Kopf, jeder wusste zugleich, dass mit seiner Hilfe zahlreiche Algioten-Raumschiffe zerstört worden waren. »Gibt es einen Erfahrungswert, wann Garron wieder zurückkehrt?« fragte Atlan ruhig. Julio Mangana schüttelte verneinend den Kopf. Tuyula machte eine hilflose Geste. »Ich habe Angst, dass er den Weg nie mehr findet«, sagte sie leise mit hoher, dünner Stimme. Myles Kantor seufzte. »Ich fürchte, wir müssen es weiterhin auf konventionelle Weise versuchen.«

3.

Vor 2400 bis 1900 Jahren: Tazolar

Solange er zurückdenken konnte, hatte Ver to Nisch sich für die Altertumsforschung interessiert. Es war eine angesehene Berufung, denn es gab nichts Wichtigeres als das Bewahren des alten Wissens, damit das Volk sich immer daran erinnerte, wofür es erschaffen worden war. Relikte der älteren Kultur zu finden bedeutete gleichzeitig, den Glauben zu festigen und zu untermauern. Denn immer wieder traten Skeptiker auf, die nicht sicher waren, dass das Weltbild und die Kultur der Tazolen schon immer so gewesen waren wie heute. Ver to Nisch hatte in seiner Jugend gezeigt, dass er hoch intelligent war. Das war wohl ein Ausgleich für seine körperliche Behinderung, mit der er geboren worden war: Der linke Arm war sehr viel kürzer als der rechte, und die Hand mit den Stummelfingern war zu kaum mehr als grober Arbeit zu gebrauchen.

Als Vertonir, wie er damals noch hieß, älter und im Gebrauch des Liandos unterwiesen wurde,

befielen ihn in der Gebetstrance manchmal eigenartige Schüttelkrämpfe, und er gab Laute in der älteren Sprache von sich, die dem modernen Tazol lediglich ähnelte und die nur noch in Büchern zu finden war. Dies wurde dem Scoctoren Tar ig Pal zugetragen, der darin wiederum ein Zeichen von Theansu, dem Gott der alten Weisheit, sah. Behinderte galten häufig als gesegnet und wurden meistens Priester, doch Vertonir war mehr als das. Theansu wollte sich offensichtlich durch ihn den Tazolen offenbaren und das geheime Wissen für die Zukunft bewahren.

Vertonir erhielt eine besondere Ausbildung, um später in den Stand der Scoctoren aufsteigen zu können. Da er sich begeistert darin zeigte, stunden- oder gar tagelang in alten Schriften zu blättern und den Staub vergangener Jahrhunderte zu atmen, war er somit ein wahrer Berufener. Nachdem Vertonir seine Ausbildung beendet und zu Ver to Nisch geworden war, stürzte er sich voller Elan in die Arbeit. Tazolar war erst in jüngerer Zeit kartographiert worden; wagemutige Seefahrer hatten sich aufgemacht, den Großen Ozean zu überqueren und nach anderen Ländern zu suchen. Mittlerweile wusste man, dass Tazolar zu drei Fünfteln aus Wasser bestand, und neben unzähligen kleinen, unbewohnbaren Inseln gab es zwei große Kontinente: Kongaron, schmal und lang, zog sich von Norden nach Süden. Ansarubim war kompakter, mit vielen Fjorden und Meerbusen.

Unerforschte Gebiete gab es genügend, denn die Tazolen hatten einige wenige große Städte errichtet und das Land darum einige Morgen weit besiedelt - dazwischen allerdings lag die Wildnis, durch die nur Handelsstraßen führten. Bedingt durch die frühe Frauensterblichkeit, wuchs die Bevölkerung nicht allzu schnell an. Der Großteil der Bevölkerung siedelte auf Ansarubim; auf Kongaron gesamt existierten vermutlich nicht mehr als hunderttausend Einwohner, Nachkommen der einstigen Seefahrer und Abenteurer, die sich größtenteils durch Landwirtschaft und den Abbau von Erzen und den damit verbundenen Handel ernährten.

Ver to Nisch reiste im Lauf der Jahrhunderte durch den ganzen Kontinent Ansarubim, um sich einen Überblick zu verschaffen, wo er nach Relikten graben wollte. Das Liandos war ihm dabei eine große Hilfe, denn Pilomer, Gott der Reise und des Handels, wies ihm oft den Weg; und Theansu selbst führte ihn zu den wichtigsten Plätzen. Als Ver to Nisch gereifte 500 Jahre alt geworden war, stieß er allmählich nach Osten vor, in Richtung des Großen Ozeans. Und da geschah es, dass er eines Tages eine merkwürdige Landformation entdeckte. Hier, tief im Landesinneren, war das Klima tropisch feucht, mit 230 Liandosfäden hohen Bäumen, Schlingpflanzen und dichter Busch- und Niederwaldvegetation. Millionen von Tieren lebten hier, die man selten sah, aber dafür deutlich härte, doch Ver to Nisch interessierte sich nicht für sie.

»Was hältst du davon?« fragte er einen seiner Mitarbeiter. Mit dem kunstvoll verzierten Karnos, dem Archäologenstab, deutete er auf eine Kette seltsam schmaler, etwa 55 Liandosschnüre hoher Hügel mit nur wenigen Gefällen und Einschnitten, die sich von Horizont zu Horizont zu ziehen schien - zumindest, so weit das Auge reichte. »Es ist eine Bergwaldregion«, vermutete der Tazole. Ver to Nisch ließ das Liandos durch seine Finger gleiten und stieß ein verächtliches Geräusch aus. »Niemals«, behauptete er. »Die Pflanzen, die dort wachsen, sehen anders aus als diese hier. Aus einer anderen Epoche. Kein Baum wächst dort, der höher ist als vielleicht 20 Liandosfäden. Es sieht künstlich aus.«

Der Altertumsforscher wurde mit einemmal von großer Unruhe ergriffen. Er konnte es nicht mehr erwarten, zu dieser seltsamen Formation zu kommen. Doch das Gelände war sehr unwegsam, und sie benötigten drei volle Tage, obwohl das Ziel so greifbar nahe schien. Und je näher sie kamen, desto verrückter spielte die Perspektive. »Turqac der Täuscher ist um uns«, flüsterten einige. »Er will nicht, dass wir uns diesem Gebiet weiter nähern. Es ist heilig oder verflucht, jedenfalls ein Reich der Götter, das wir nicht betreten dürfen.«

Ein paar seiner Helfer liefen sogar davon. Ver to Nisch kümmerte sich nicht darum. Er war davon besessen, das Geheimnis zu lüften. »Es ist Theansus Wille, der mich hierher geführt hat«, sagte er unwirsch, wenn seine Helfer zeterten. Und dann, eines Morgens, war der Weg zu Ende. Und die Welt, wie es schien. Ver to Nisch kämpfte sich durch ein zweimal mannshohes Gebüsch, als er plötzlich auf harten, unnachgiebigen Widerstand stieß. Ungläubig tastete er mit den Fingern. Es fühlte sich an wie Stein. Aber es war zu regelmäßig, mit merkwürdigen Lücken...

Er befahl Hilfskräfte herbei, die den Pflanzenverhau vor ihm entfernen sollten. . Dann standen sie alle sprachlos da. »Es ist eine Mauer ...«, flüsterte jemand. . »Ganz ohne Zweifel«, murmelte Ver to Nisch. Beinahe hätte er das Liandos fallen gelassen. Der Stein war dunkel und porös, von jeder Menge Würgepflanzen durchsetzt. Aber es war deutlich sichtbar, dass hier jemand eine gewaltige Arbeit geleistet hatte - vor einer Zeit, die nicht in den Geschichtsbüchern festgehalten war. Wer konnte das nur gewesen sein? Die Mauer war nicht einfach primitivaufeinandergeschichtet, sondern exakt errichtet, steil und senkrecht erhob sie sich vor und über den fassungslosen Tazolen.

»Ich glaube, diese Mauer muss Jahrtausende überdauert haben«, fuhr der Forscher mit andächtiger Stimme fort. »Das sind alles keine schnellwachsenden Pflanzen. Ich glaube, wir haben hier den größten Fund unserer Geschichte gemacht!« Niemand teilte seine Meinung. Die anderen schwiegen und sahen betreten zur Seite.

»Wir müssen eine Leiter bauen, um uns einen Überblick von oben zu verschaffen«, ordnete Ver to Nisch an, dem das seltsame Verhalten seiner Leute nicht auffiel. »Die Zwischenräume sind zu klein oder zu weit auseinander, und es ist viel zu steil, um einfach so nach oben zu klettern.«. Er wandte sich seinem Stellvertreter zu. »Was stehst du hier noch herum?« herrschte er ihn an. »Los, an die Arbeit! Hier im Urwald wird es schnell dunkel!« Die Tazolen fügten sich, aber nicht ohne Murren. Sie brauchten weitere zwei Tage, um das Holz auszusuchen, zu schlagen, Stangen, Sprossen und Halterungen herauszuarbeiten und eine passende Leiter zu bauen.

»Unsere Vorräte gehen zur Neige«, meldete sein Stellvertreter zwischendurch. »Und wir haben fünf Tage bis zum Lager vor uns. Wir sollten die Arbeiten abbrechen.« »Abbrechen? Jetzt? Bist du verrückt?« schrie Ver to Nisch. »So kurz vor dem Ziel drehen wir auf keinen Fall um! Geht eben jagen, oder sucht essbare Pflanzen!« »Mit Verlaub, wir sind keine Jäger«, beharrte der Stellvertreter. »Ebenso wenig verstehen wir etwas von den Pflanzen hier. Selbst wenn wir Vaari um Unterstützung anflehen - wir können nicht gleichzeitig Leitern bauen und uns um die Beschaffung von Nahrung kümmern! Außerdem gehen die Elcoxol-Vorräte zur Neige.«

Das war allerdings ein Argument. Als Ersatz hatten sie zwar eine Zuchtkolonie Myrden bei sich, doch das war nur für den äußersten Notfall gedacht, denn sie konnten nicht alle bedient werden. Aber Ver to Nisch dachte gar nicht daran, sich erpressen zu lassen. Mit scharfer Stimme kehrte er seine Stellung hervor, ohne einen weiteren Widerspruch duldend: »Hast du vergessen, wer ich bin? Ich verlange absoluten Gehorsam, verstanden? Ich bin ein Scoctore, Beauftragter und Gesegneter der Götter. So wie ich habt ihr eure Pflicht zu erfüllen. Arbeitet weiter und tut, was ich sage, oder Nachtos Zorn wird euch treffen!« Das wirkte. Schweigend machten die Helfer weiter, doch sie verständigten sich untereinander mit heimlichen Blicken.

Das konnte Ver to Nisch nicht verhindern, aber zur Einschüchterung zog er die Silengis' aus seinem Gepäck; die Zuchtpeitsche des Gottes der Gerechtigkeit, der Bestrafung und der Rache. Gewidmet war sie Jankin, dem wilden Gott, dem Züchtiger ungehorsamer Frauen. Ein Schlag mit dieser Peitsche war furchtbar, nur wenige Hiebe brachten einen qualvollen Tod. Jeder Scoctore wusste damit umzugehen - ein wirksames Mittel gegen aufrührerische Tazolen. Auch hier verfehlte die stille Drohung ihre Wirkung nicht. Jeder sah zu, dass er möglichst außer Reichweite des Scoctoren blieb und im Übrigen eifrig seiner Arbeit nachging.

Schließlich war die Leiter fertig. Arbeiter und Aufseher waren völlig erschöpft und hungrig, da Ver to Nisch die Rationen streng eingeteilt hatte. Er ließ es sich nicht nehmen, als erster die Sprossen zu ersteigen. Sein Stellvertreter und zwei weitere in der Archäologie unterwiesene Tazolen folgten ihm ininigem Abstand, um die Belastbarkeit der Leiter nicht zu überstrapazieren. Der Weg war lang, steil und sehr mühsam. Ver to Nisch spürte bald seine Arme nicht mehr; zusätzlich war er durch seine Behinderung gehandikapt, was ihn zu immer häufigeren Verschnaufpausen zwang. Die schmalen Sprossen bohrten sich inzwischen unangenehm in seine Fußsohlen, was ein Kribbeln in den Zehen hervorrief. Ein paar Mal war er einem Muskelkrampf nahe.

Doch schließlich hatte er es geschafft. Er erklimmte die letzte Sprosse und zog sich auf den fast drei Schritt breiten Mauersteg. Er war so erschöpft und außer Atem, dass er zunächst keinen Blick für das Dahinter hatte - obwohl er es vorher kaum erwarten konnte. Nach ihm kamen die anderen herauf, nicht minder keuchend als er. Er half ihnen herauf und drehte sich dann erst um. Und es verschlug ihm erneut den Atem, die Stimme. Schwindel erfasste ihn. Es hätte nicht viel gefehlt, und er wäre rückwärts hinuntergestürzt.

Diese Mauer war nicht die einzige, wohl aber die höchste. Doch danach folgten sechs weitere schroffe, steile Mauern, wobei die letzte fast so hoch war wie die gerade überwundene und ganz und gar aus glattem schwarzem Stein bestand. Diese siebenfache Mauer zog sich, so weit das Auge reichte, und schnitt den Kontinent in zwei Teile. Um sie zu überwinden, brauchte es Tage, vielleicht Wochen, und erforderte andere Hilfsmittel als eine einfache Sprossenleiter. Dahinter, jenseits dieses gigantischen Walls, breitete sich im untergehenden Licht von Hilor ein völlig fremdes Land aus, das kein Tazole der modernen Zeit je betreten hatte. Zumindest war nichts hierüber bekannt.

Die Luft war klar und rein, und die Sicht reichte so weit, dass Ver to Nisch sich einbildete, ganz fern am Horizont einen schmalen, funkelnden Streifen des Großen Ozeans erkennen zu können. Dazwischen lag ein gigantisches Grasland, nur gelegentlich von Wäldern unterbrochen, jedoch mit ausgedehnten Sumpfgebieten, durch die sich unzählige Flüsschen und Bäche zogen. Das Liandos zitterte in Ver to Nischs Hand. Feine Tropfen der Ergriffenheit perlten über seine Haut. Er schloss die Augen vor Glück. Theansu hatte ihm ein großes Wunder beschert.

»Wir hätten niemals so weit gehen dürfen!« sagte der Stellvertreter neben ihm. »Die Mauer zeigt, dass unsere Welt hier enden soll. Es ist der weltliche Sitz der Götter, den wir niemals betreten dürfen.« Ver to Nisch öffnete die Augen wieder und klickte mit den Zähnen, vernichtet von so viel Unverständnis und Ignoranz. »Was redest du denn da«, sagte er ernst, mit einem Nachhall Glückseligkeit in der Stimme, »hier werden wir endlich das verborgene Wissen finden, lange vor unserer Geschichtsschreibung, und es vollenden!«

»Niemals!« riefen auch die anderen beiden. »Diese Mauer ist nicht das Werk von Tazolen, das ist unmöglich! Ein Bauwerk wie dieses müsste in den Büchern verzeichnet sein, so etwas ist unvergesslich! Die Götter selbst haben diese Barriere errichtet, um sich hier in Beschaulichkeit zu ergehen, wenn sie auf Erden weilen!« »Theansu hat mich hierher geführt, und ich werde seinem Pfad weiter folgen«, beharrte Ver to Nisch. »Diese Mauern können überwunden werden, und ganz sicher sind sie nicht göttliches Werk. Die Götter haben andere Mittel und Wege, um sich zu schützen, mit unsichtbaren Barrieren, die uns aufhalten und unsere Blicke trüben. Der Wille der Götter ist es gerade, dass wir dieses letzte Geheimnis aufdecken!«

»Dein Verstand ist vom Hunger ausgedörrt, oder eine der Pflanzen hat deinen Geist vergiftet«, stieß der Stellvertreter hervor. Langsam wichen alle vor dem Scoctoren zurück. »Du begehst einen großen Frevel, wenn du vorhast, diese Mauern zu überwinden! Welchen Sinn hätten sie, wenn nicht den, uns von der Erkundung des äußeren Ostens abzuhalten?« »Aber diese Mauern sind sehr alt, älter als unsere Geschichtsschreibung«, wandte Ver to Nisch ein. »Wenn sie eine Warnung darstellen, müssten wir doch irgendwo eine Aufzeichnung finden!« »Jugitzu, Gott der Stürme und des Wahnsinns, ist über dich gekommen!« Der Stellvertreter wich noch weiter zurück und machte Zeichen gegen den bösen Blick. In seiner Stimme klangen Panik und Ekel auf. »Er fegt wie ein Wirbelwind durch deinen Verstand und zerstreut die Gedanken! Niemals werden wir dir weiter folgen! Wir hätten niemals hierher kommen dürfen!«

Bevor Ver to Nisch sie aufhalten konnte, waren sie schon auf der Leiter und kletterten sie hinab. Für einen Moment befürchtete er, dass sie die Leiter einfach umstürzten, wenn sie erst den Boden erreicht hatten, um ihn dem Zorn der Götter preiszugeben. Doch seine verängstigten Helfer dachten gar nicht daran. In panischer Eile rafften sie ihre Sachen zusammen und ergriffen die Flucht. Es dauerte nicht lange, und die übrige Truppe folgte ihnen, ohne einen Blick auf ihn zurückzuwerfen.

Ver to Nisch verfluchte die Feiglinge, schimpfte über sich selbst, weil er versagt hatte. Alles in ihm schrie danach, sofort weiterzugehen, die übrigen Barrieren zu überwinden und das neue Land

zu entdecken. Er war sicher, dort die Überreste aus der untergegangenen ersten tazolischen Zivilisation zu finden. Doch er war allein. Er hatte keine Vorräte und kein Elcoxol mehr. Es half nichts, er musste umkehren. Aber nur, um eine neue Expedition zusammenzustellen, mit verlässlichen Gefährten, die nicht bei jeder ungewöhnlichen Begebenheit in abergläubischer Furcht erstarren. Ich werde das Geheimnis lösen, schwor er, während er auf der Mauer stand und über das Land des Ostens schaute. Dies wird der Beginn einer neuen Zeit sein!

Gegenwart: Chearth, am Sonnentresor

»Wenn ich euch weiterhin von Nutzen sein soll, muss ich regelmäßig an Elcoxol herankommen«, sagte Vil an Desch bei der Konferenz. Er schien mehr und mehr zu seiner alten Form zurückzufinden. Der Gharrer hatte gute Arbeit geleistet. Atlan hatte die Aktivatorträger zu einer Krisensitzung auf der MERLIN zusammengerufen und auch den Fünften Boten sowie den ehemaligen obersten Scoctoren dazu eingeladen. Vorsorglich hatten alle Zellaktivatorträger Beiboote ihrer GILGAMESCH-Module benutzt; niemand wagte derzeit, einen Transmitter zu benutzen.

Und das war gut so - die Unsterblichen waren kaum angekommen, als die gesamte Region wieder von einer Welle Hyperbeben betroffen wurde. Das bedeutete zwangsläufig Sicherheit gegenüber Angriffen; der richtige Zeitpunkt für ein solches Gespräch. Vil an Desch hatte den Galaktikern und Chearthern einige Hinweise gegeben, wie sie besser gegen die beiden Stationen vorgehen konnten; und er schien inzwischen auch dazu bereit zu sein, mehr über die Geschichte seines Volkes zu erzählen, um Verständnis für dessen Wünsche und Ziele zu erreichen. Es war klar, dass das nicht ohne Gegenleistung erfolgen würde. Und er hatte in gewissem Sinne ein gutes Druckmittel in der Hand - ohne Elcoxol lief seine Lebensfrist in wenigen Wochen wieder ab. Sobald die Austrocknung anfing, war er zu keiner Kooperation mehr fähig. Er wusste inzwischen genug über die strengen Moralbegriffe der Galaktiker, dass sie alles tun würden, um ihn zu retten.

Atlan seinerseits hegte immer noch die leise Hoffnung, dass Vil an Desch seinen Einfluss bei seinem Volk noch einmal geltend machen konnte - es war einfach unmöglich, dass alle Tazolen nur aufgrund Dro ga Dremms Urteil gegen ihn eingestellt waren. Vil an Desch besaß Kontakte zu anderen einflussreichen Tazolen, die seinen Argumenten vielleicht eher zugänglich waren. Das Wichtigste war nach wie vor die Suche nach einer Lösung des Konfliktes ohne gigantische Raumschlachten. Im Grunde ein faires Geschäft - Vil an Deschs sichere Existenz gegen seine Kooperation.

»Hast du einen Vorschlag, wie wir das besorgen können?« fragte der Arkonide. Der Tazole strich mit einer Hand über den Oberarm. Das Elcoxol-Bad war nicht nur ein süchtig machendes und lebensverlängerndes Ritual, es war tatsächlich überlebensnotwendig, da nahezu der gesamte Stoffwechsel über die Haut abgewickelt wurde. Die Stoffwechselorgane lagen direkt unter der Haut, so dass ihre pulsierende und pumpende Tätigkeit gut erkennbar war. »Ich war nicht nur oberster Scoctore, sondern auch Verwalter des Elcoxol-Monopols«, erläuterte er. »Es war kein Problem, einiges davon beiseite zu schaffen.«

Vil an Desch ließ sich von dem leisen Gemurmeln nicht beeindrucken. »Jawohl, ich habe mein Amt missbraucht und unredlich gehandelt«, gestand er, »aber denkt nicht, dass ich irgendein schlechtes Gewissen deswegen habe! Ich weiß, dass Nachto mir bereits damals während eines Gebetes eingab, für die Zukunft vorzusorgen. Ich habe mein Amt erst in dieser Galaxis angetreten, nachdem der uralte Nan er Orvan auf dem Flug hierher starb. Es ist nicht leicht, ein Amt anzutreten und gleichzeitig eine Mission durchzuführen. Ich konnte nicht wissen, wie viele Widersacher ich hatte, welche Hindernisse mir in den Weg gelegt wurden. Daher habe ich nach der Eroberung von Thagarum eine Ladung Elcoxol beiseite geschafft. Ich bin mir sicher dass ich damals nach Nachtos Willen handelte, denn damit habe ich jetzt trotz der Verbannung bis an mein Lebensende ausgesorgt. Vielleicht hat der zürnende Gott mich doch noch nicht ganz verlassen, und das ist nun die Chance für meine Rehabilitierung.«

»Wo befindet sich dieses Lager?« erkundigte sich Dao-Lin-H'ay. »In einem sehr guten

Versteck, wo es so schnell niemand vermuten würde«, antwortete Vil an Desch und zeigte seine Zähne, während er die tief in den Höhlen liegenden Augen aufriss. Mehr denn je glich sein Kopf einem Totenschädel; diese Mimik drückte eine Art sarkastischen Humor aus. Er hatte nicht die Absicht, das Versteck einfach preiszugeben und sich damit auf Gedeih und Verderb den Galaktikern auszuliefern. »Hoffentlich nicht mitten in einem Krisengebiet ...«

»Keineswegs, ihr könnt ganz unbesorgt sein. Es ist keinerlei Gefahr damit verbunden, wenn ich euch um ein Raumschiff zur Bergung bitte. Je schneller wir starten können, desto schneller sind wir auch wieder zurück.« Der Tazole lehnte sich abwartend zurück. »Wieso hast du uns das nicht vorher gesagt?« fragte Atlan, in dem der Zorn erwachte. »Warum hast du dich selbst und deine Begleiter bei der Falle deines Scoctoren-Nachfolgers so sehr in Gefahr gebracht?« »Das war allein meine Entscheidung.« Jetzt zeigte sich wieder der Hochmut des Scoctoren. »Ich muss mich dafür nicht rechtfertigen.«

Mhogena musterte ihn. Sogar die Terraner in der Runde erkannten, dass der Blick des Gharrers kein sehr freundlicher war. »Du hast bis zuletzt darauf gehofft, dass du zu deinen Leuten zurückkehren kannst«, sagte er dem Tazolen auf den Kopf zu. »Bis zuletzt glaubtest du, du könntest uns und die Algotischen Wanderer gegeneinander ausspielen, um wieder in Amt und Würden zurückkehren zu können.« »Mag sein.« Der Scoctore spielte mit seinem Liandos. Das war das einzige Anzeichen dafür, dass er nervös war. »Vielleicht war es so, vielleicht wollte ich auch nur einen raschen Frieden auf meine Art und Weise schließen, vielleicht- habe ich mit euch gespielt.«

»Wer garantiert mir, dass du nicht wieder mit uns spielst?« fragte Atlan zornig. »Niemand.« Der Tazole sah den Arkoniden direkt an. »Du musst mir vertrauen.« In diesem Augenblick mischte sich Mhogena ein. »Ich vertraue ihm«, sagte der Gharrer. Als ihn alle anstarrten; fügte er hinzu: »Vil an Desch weiß jetzt, dass er auf uns angewiesen ist.« Sie diskutierten noch eine Weile, wägen das Für und Wider ab, bis Atlan schließlich einwilligte.

»Ich würde meinen Vesta-Kreuzer DOLAMO von der VINAU zur Verfügung stellen und selbst mitfliegen«, schlug die Kartanin vor. »Lantes Guillaume hat die Zügel auf der VINAU fest in der Hand, und für mich gibt es momentan nichts zu tun, nachdem keine Angriffe der Algoten mehr erfolgen.« »Ich werde Vil an Desch ebenfalls begleiten«, sagte der Gharrer. Damit war gewährleistet, dass der Tazole mittels der psireflektorischen Kräfte unter Kontrolle gehalten wurde. »Einverstanden«, knurrte Atlan, der dem Tazolen offensichtlich nach wie vor misstraute. »Am besten brecht ihr auf, sobald die Hyperbeben nachgelassen haben.«

Die Wartezeit konnte genutzt werden, indem Dao-Lin-H'ay für die DOLAMO 50 Freiwillige aussuchte. Die Kartanin hielt eine Mischung aus erfahrenen Raumfahrern und jüngeren Draufgängern für das beste. Nach ihrer Auswahl bestand die Besatzung ausschließlich aus Humanoiden, die entweder von Terra oder den Kolonien der Liga Freier Terraner stammten; die jüngeren waren sogar größtenteils geborene Cameloter. Als Kommandantin bestimmte die Kartanin die 39jährige Aranda Norrand, eine großgewachsene, stämmige, ehrgeizige Cameloterin mit einer starken Führungspersönlichkeit.

Die gesamte Mannschaft empfand offensichtlich Stolz darüber, dass Dao-Lin selbst mitflog. Sie alle kannten die charismatische Kartanin gut genug, um Hochachtung für sie zu empfinden und ihr überallhin zu folgen. Spätestens die Kämpfe um Thagarum hatten sie alle fest zusammengeschweißt. Für Mhogena und Vil an Desch wurden zwei provisorische Quartiere eingerichtet, in der Nähe der medizinischen Station, falls es plötzlich Probleme geben sollte. Vor allem Mhogenas Druckkammer war wichtig, damit der Gharrer zumindest zeitweise das Gefühl hatte, sich in einer für ihn normalen Umgebung aufzuhalten.

Fünf Stunden später stand einem Start nichts mehr im Wege. Die DOLAMO beschleunigte, die Syntrons orteten in allen Bereichen des Hyperspektrums, die Mannschaft saß gespannt auf ihren Plätzen. Erst als die Ortung signalisierte, dass keine Gefahren bestanden, wechselte die DOLAMO in den Hyperraum. Vil an Desch hatte ihnen die Koordinaten des Voighat-Systems am Rande des von den Algotischen Wanderern eroberten Sektors gegeben. Sieben Planeten umkreisten die Sonne

Voighat, und auf dem vierten Planeten Gantusch, einer Wasserwelt mit Sauerstoffatmosphäre, sollte sich das geheime Elcoxol-Lager befinden.

»Du wolltest doch von Ver to Nisch erzählen«, schlug Mhogena vor. »Das kann die unproduktive Zeit des Fluges besser überbrücken.« Der Gharrer und der Tazole saßen in einem Besprechungsraum neben der Zentrale. Dao-Lin hatte sich zu ihnen gesellt, denn sie interessierte sich ebenfalls für die Geschichte der Tazolen. Mit einem kurzen Befehl aktivierte sie Aufzeichnungsgeräte. »Ja, natürlich«, sagte Vil an Desch bereitwillig. »Wie schon gesagt, er war kein Heiliger, sondern ein Aufklärer ...«

4.

Vor 1800 Jahren: Tazolar

Obwohl er von seinen Leuten im Stich gelassen worden war, kam Ver to Nisch lebend ins Hauptlager zurück, das ebenfalls längst verlassen war. Er sammelte die letzten, übersehenen Vorräte zusammen und machte sich allein auf den Rückweg zur nächsten Siedlung. Er brauchte lange, aber er setzte sich durch. Unterwegs lernte er, essbare von ungenießbaren Pflanzen zu unterscheiden und sich im Schlamm statt in einem wohlduftenden Elcoxol-Bad zu wälzen. Abgerissen, aber gereift kehrte er in die Zivilisation zurück.

Die Scoctoren hatten längst Kenntnis von den Ergebnissen der Expedition erhalten. Ver to Nisch war jedoch nicht so weit gekommen, um sich jetzt einfach als »übergeschnappter Spinner« abschmettern zu lassen. Es gelang ihm, den obersten Rat von der Notwendigkeit einer weiteren Expedition zu überzeugen. Ver to Nisch wusste, dass dies sein von den Göttern aufgetragenes Lebenswerk sein musste, und berief sich auf seine Schüttelkrämpfe während der Gebetstrance und das Stammeln der alten Sprache. Er fand noch weitere gute Argumente, bis er tatsächlich die Zusage erhielt.

Doch Ver to Nisch startete nicht Hals über Kopf, er wusste genau, dass diese neuerliche Expedition Jahrzehnte in Anspruch nehmen würde. Er entwickelte einen Versorgungsplan, der ihm regelmäßigen Nachschub an allen lebensnotwendigen Dingen garantierte; gleichzeitig würde er alle Erkenntnisse auf demselben Wege zurückschicken. Hunderte von Tazolen wurden nach verschiedenen Kriterien ausgewählt. Das schwierigste Hindernis stellte die siebenfach gestaffelte 'Mauer' dar - sie musste so überwunden werden, dass nach der ersten Überquerung der Weg gut passierbar gemacht werden musste. Also mussten fest installierbare Stufenaufgänge hergestellt werden, die einiges an Gewicht aushalten konnten und nicht zu steil waren.

Allein das nahm einige Jahre in Anspruch. Weitere Jahre vergingen, um nach den Relikten der Altvorderenzeit zu suchen. Zwischendurch musste Ver to Nisch abbrechen und dem Rat Rede und Antwort stehen - und um eine weitere Verlängerung bitten. Der Scoctore war sicher, dass er eines Tages Erfolg haben würde. Es war der Wille der Götter. Und endlich war es soweit. Wie so oft war es ein Zufallsfund - ein Lastenträger war in einen Sumpf gefallen und hinab gezogen worden, bevor man ihn erreichte. Er erstickte, doch sein Tod war nicht umsonst gewesen. Zusammen mit seiner Leiche kamen die Überreste eines Tongeschirrs nach oben.

Insgesamt verbrachte Ver to Nisch ein Jahrhundert im Osten, wobei er sensationelle Spuren einer uralten Kultur fand. Die Wohnhütten dieser frühzeitlichen Tazolen waren natürlich längst verrottet, doch viele Gegenstände des täglichen Lebens waren in den Sümpfen konserviert worden. Ver to Nisch entdeckte Siedlungen und Einrichtungsgegenstände; tazolische und tierische Skelette, Bestattungsanlagen und Vorratslager mit getrockneten oder speziell eingelegten Pflanzen, die man teilweise sogar noch bestimmen konnte. Einmal angefangen, fanden sie immer mehr archäologische Schätze und stießen dabei immer weiter nach Osten vor, Richtung Ozean. Dem Meer vorgelagert zog sich Richtung Norden eine Gebirgskette mit Bergen bis zu 1000 Liandosschnüren Höhe.

In diesen Bergen, abgewandt vom Meer, gab es höhlenartige Zugänge teils natürlichen Ursprungs, teils aber auch künstlich angelegt, das war deutlich zu erkennen. Gerade an besonders markanten Formationen hatten die frühzeitlichen Tazolen offensichtlich starkes Interesse gefunden. »Bestimmt war diese Gebirgskette hier heilig«, behauptete Ver to Nisch seinen Assistenten

gegenüber. »Unsere Vorfahren kamen hierher, um den Göttern zu huldigen, Rituale durchzuführen oder sich vor Unwettern und gefährlichen Tieren zu verbergen. Ich verspüre eine geradezu magische Anziehungskraft.«

Es ging nicht nur ihm so. Manche der Berge schienen geradezu Gesichter zu haben - göttliche Antlitze wie das undurchschaubare von Xion dem Geflügelten, das weise, gütige von Theansu, das leuchtende Gesicht Ichtos und das finstere Nachtos. Ohne Zweifel war dieser Ort von Göttlichkeit durchdrungen, und vielleicht kam man den Göttern nahe, wenn man den höchsten der Berge bestieg, dessen Spitze ständig von einem dichten Nebel umhüllt war. Hier entdeckte Ver to Nisch den Höhepunkt seiner Suche: die Aufzeichnungen der alten Kultur. Faszinierende Höhlenmalereien, die von hochbegabten Künstlern zeugten, und Bildschriften, die erst gedeutet werden mussten. Sprachbegabte Tazolen spezialisierten sich auf diese frühen Schriften, und es gelang rasch, sie zu übersetzen. Die Bildsymbolik war so einfach und logisch aufgebaut, als hätte es jemand darauf angelegt, dass die Nachkommen das Erbe verstehen konnten.

»Das begreife ich nicht«, sagte ein Übersetzer eines Tages. »Hier ist fast immer nur von den Frauen die Rede.« »Ihr habt einen Übersetzungsfehler begangen«, meinte der Archäologe. »Es muss natürlich Männer in diesem Zusammenhang heißen.« »Nein, nein, es besteht überhaupt kein Zweifel!« wurde ihm heftig widersprochen. Der Tazole fuhr mit dem Finger über die Bildreihen, die von den Höhlenwänden auf Papier kopiert worden waren.

»Wir konnten alle Symbole zuordnen«, beharrte er. »Es steht eindeutig da, dass die Frauen ihre eigenen Männer schützten, Männer in Mehrzahlform wohlgemerkt, die Kräuter für die Bäder sammelten, und ... und ...« Die Stimme verstummte, und für lange Zeit war es sehr still. »Du musst dich geirrt haben«, sagte ein anderer schließlich heftig. »Frauen haben nie was zu sagen gehabt. Sie sind dumm und nicht lebensfähig: Die Götter haben sie lediglich zur Arterhaltung erschaffen, eine weitere Bedeutung haben sie nicht. Das war schon immer so und wird auch so bleiben!«

Die anderen Tazolen in der Runde pflichteten ihm bei. »Dann lest es selbst!« ereiferte sich der Sprachforscher. »Ich habe diese Lügen nicht aufgeschrieben, ich interpretiere nur!« Ver to Nisch ordnete vergleichende Übersetzungen an und erlebte eine Überraschung. Alle waren übereinstimmend. Irgendwann einmal hatten die Frauen das Sagen gehabt. »Wir müssen den Zeitraum bestimmen wann diese Malereien angefertigt wurden, bevor wir die Berichte weitergeben«, befahl Ver to Nisch.

Der Forscher war ziemlich nervös geworden. Auch den anderen ging es so. Aus diesem Grund kam man überein, dass niemand außer den bisher Eingeweihten von dieser ungeheuerlichen Entdeckung erfahren durfte. Trotzdem suchten sie weiter, immer tiefer in den Bergen. Die Altersbestimmungen hatten ergeben, dass die ältesten Höhlenmalereien mehr als 7000 Jahre alt waren. Auf diesen Zeitraum datierten auch die ältesten gefundenen Siedlungsüberreste. Sie fanden noch weitere Bildtexte, die ebenfalls die Frauen in den Vordergrund stellten. Mit dem Auffinden, Kopieren, Entschlüsseln und Aufzeichnen dieser Texte waren die Sprachforscher jahrelang beschäftigt.

Ver to Nisch konzentrierte sich unterdessen darauf, weitere Relikte zu finden. Trotz seines Schreckens über die unerwarteten Erkenntnisse sah er sich jetzt erst recht dazu berufen, alles über die Vergangenheit zu erfahren. Allmählich festigte sich in ihm auch der Glaube, dass es wirklich so gewesen war, wie es die Übersetzer deuteten. Doch was war geschehen, dass sich alles änderte? Weshalb hatte zu seiner Zeit niemand mehr eine Erinnerung daran? Wieso konnten die Frauen, wenn sie eine so hohe Stellung eingenommen hatten, so tief fallen?

Die heutigen Frauen waren nicht nur in seinen Augen primitiv und ungebildet: Sie besaßen keine lange Lebenserwartung und konnten höchstens sechs Kinder gebären - was aber selten genug vorkam. Kaum eine Tazolin wurde älter als fünfzig Jahre. Das Elcoxol hatte auf sie keineswegs dieselbe lebensverlängernde Wirkung wie auf Männer. Somit war der Gedankengang nur logisch gewesen, dass sie von den Göttern nur zur Arterhaltung geschaffen worden waren, ohne weitere Bedeutung. Was war also damals anders gewesen, dass sich das Weltbild völlig verkehrt hatte? Was

war geschehen?

Wieder einmal stand Ver to Nisch vor einer Mauer. Er war fest davon überzeugt, inzwischen alle Höhlensysteme des Gebirgszuges durchkämmt zu haben. Die jahrzehntelangen Entbehrungen hatten den Tazolen ausgezehrt, und er fühlte sich weitaus älter, als er war. Er musste sich inzwischen auf seinen Karnos stützen. Doch seine Leidenschaft war nicht erloschen, noch immer glühte der tiefe Glauben in ihm, Theansus Sprachrohr zu sein und den Tazolen das letzte Wissen zu bringen. Von den ursprünglichen Helfern war außer den Sprachgelehrten keiner mehr da. Andere waren gefolgt, die bei weitem keine solche Begeisterung an den Tag legten wie jene zu Beginn der großen Expedition.

Viele von ihnen hielten Ver to Nisch und die Gelehrten für verdrehte Spinner, deren Haut durch das jahrelange Steineklopfen zuviel Kalkmehl abbekommen hatte und dadurch im Stoffwechsel durcheinandergeraten war. Nun schien der Archäologe am Ende angekommen zu sein. Dabei war er sicher, dass er und seine Helfer längst nicht alles gefunden hatten. Sie konnten sich inzwischen ein recht gutes Bild davon machen, wie die Tazolen in der Frühzeit gelebt hatten; mittlerweile waren auch die Sprachkundler vom Wahrheitsgehalt überzeugt.

Daher wollten sie in erster Linie wissen, wie es zu dem großen Bruch gekommen war, wie diese blühende frühzeitliche Hochkultur so schlagartig untergehen konnte, ohne eine Erinnerung zu hinterlassen. Nachdem die Frauen alles so feinsäuberlich aufgezeichnet hatten, konnte Ver to Nisch es einfach nicht glauben, dass genau dieser Übergang im Dunkeln bleiben sollte. Bestimmt gab es auch dafür irgendwo einen Hinweis, eine bildliche Hinterlassenschaft. Irgendeine kleine Bildzeile hätte schon ausgereicht, um ihn zufrieden zustellen. Mit dieser Lücke würde er keinesfalls zum Rat zurückkehren.

Er interessierte sich kaum noch für die Gegenwart. Es hatte in den vergangenen hundert Jahren einige technische Neuerungen gegeben, von denen auch seine Expedition profitierte, doch das bemerkte er kaum. Man munkelte, dass einige hochbegabte Mathematiker und Physiker sich - - zunächst noch theoretisch - damit beschäftigten, eine Art Sternenschiff zu bauen, um den Göttern näher zu kommen. »Und da lachen die anderen über mich!« amüsierte sich Ver to Nisch, als er das erstemal davon hörte. Immerhin wurde ihm bewusst, dass seine Zeit allmählich knapp wurde. Die Tazolen interessierten sich mittlerweile mehr für den Fortschritt als für die Vergangenheit; sie hatten vielleicht einen Weg gefunden, den Göttern noch näher zu kommen und ihnen dienen zu können.

Nach gut hundert Jahren war auch die Geduld des Rates erschöpft. Der Altertumsforscher musste demnächst Ergebnisse präsentieren oder er verlor jegliche Unterstützung. Immerhin war es zu kostspielig, zwei große Vorhaben gleichzeitig zu finanzieren. Ver to Nisch stand immer noch vor der Felswand und grübelte. Vermessungen hatten ergeben, dass sich dahinter ein großer Hohlraum mit einigen Nischen befand. »Diese Felswand ist künstlich installiert worden«, sagte Ver to Nisch zu seinen letzten treuen Gefährten. »Seht euch diese Verfugungen an! Außerdem ist das Material anders. Ich bin sicher, dass wir dahinter genau das finden, wonach wir schon so lange suchen!«

»Mag ja sein, Ver«, meinte einer, »aber wie wollen wir diesen Felsen wegbringen? Wenn es einen geheimen Mechanismus gibt, so können wir nur raten oder auf unser Glück vertrauen. Ihn zu sprengen wäre zu gefährlich.« »Dann tragen wir ihn eben ab, mit Pickel und Hacke«, erwiderte der Scoctore. Die Helfer wurden in drei Schichten eingeteilt, in denen sie unermüdlich und unter größter Vorsicht, um nicht noch die ganze Höhle zum Einsturz zu bringen, den Felsblock abklopfen und Stückchen für Stückchen aus ihm herausschlagen. Als die erste feine Öffnung herausbröckelte, beschwerten sich die Arbeiter in der Nähe über den abgestandenen, ekelerregenden Geruch, der ihnen entgegenschlug. Sie weigerten sich standhaft, mit dieser Tätigkeit weiterzumachen.

Die Arbeiten wurden eingestellt, bis Ver to Nisch überzeugt war, dass der Luftaustausch komplett war. Schließlich war der große Moment gekommen, die Lücke war groß genug zum Betreten des Hohlraums dahinter. Ver to Nisch drängte die Arbeiter zurück, ließ sich eine Lampe

geben und betrat als erster das finstere Gemach. »Bei allen Göttern!« hörten die Wartenden draußen seine ehrfürchtige Stimme. »Jetzt sind wir wahrhaftig am Ziel.«

In dem Hohlraum befand sich in verschiedenen großen Krügen und Behältern die Hinterlassenschaft einer Kultur, die wohl etwa tausend Jahre vor Ver to Nischs Geburt untergegangen war. Nach ersten Analysen war klar, dass die Ereignisse nicht viel länger hersein konnte. Warum erinnerte sich dann niemand an diese Vergangenheit? Hatte man sie systematisch aus der Erinnerung der Tazolen verdrängt? Was Ver to Nisch fand, waren auf jeden Fall Zeugnisse, die man für wertvoll und wichtig genug erachtet hatte, um sie für die Nachwelt zu bewahren für jemanden, der ausdauernd und hartnäckig .genug war, den Raum zu finden, und diese Dinge daher auch wirklich zu schätzen wusste. Teppiche lagen dort ebenso herum wie verschiedene Kleidungsstücke, Schmuck und künstlerische Gegenstände.

Alles war fein säuberlich gestapelt und nach Themen geordnet. Nach der langen Zeit war natürlich so manches verrottet, doch die Felsen hatten nahezu keine Feuchtigkeit hindurchgelassen, so dass das meiste noch gut erhalten war. In einigen kleinen Nischen waren Altäre aufgebaut, mit rituellen Gegenständen, getrockneten Blumen und Schmuck. Dem Eingang gegenüber befand sich eine größere Nische, die mit einem wertvollen Teppich und Bastkissen ausgelegt war. Darauf ruhten zwei tazolische Skelette in enger Umarmung. Neben ihnen, rechts an der Felswand, stand eine große Truhe. Als Ver to Nisch versuchsweise den Deckel anhub, gab er leicht nach. Unwillkürlich hielt er den Atem an, als er sah, dass er den kostbarsten aller Schätze gefunden hatte.

Darin befanden sich, fein säuberlich gestapelt, Hunderte von Aufzeichnungen; teilweise auf kostbarem Pergament, teilweise auf aus Pflanzenfasern geschöpftem, nicht weniger kostbarem Papier. Es war immer dieselbe Schrift, mit feinen, geschwungenen und überaus korrekten Linien und kunstvoll gezeichneten Bildsymbolen. Obenauf lag ein Pergament. Ver to Nisch stockte erneut der Atem, als er in der Lage war, die Worte darauf zu entziffern.

Das war genau die Sprache, in der er immer in der Gebetstrance redete. Die Sprache, die es heute nur noch in den alten Büchern gab, die in ebendiesen Bildsymbolen geschrieben waren. Sie klang etwas antiquiert, manchmal ein wenig fremd, aber trotzdem auch heute noch verständlich. Vor allem für ihn, denn nach der langen Arbeit war auch er so etwas wie ein Sprachexperte geworden. Ich, Soe ra Lor, hinterlasse hiermit mein Vermächtnis in der Hoffnung, dass die Götter eines Tages ein Einsehen haben werden und unser Wissen den Tazolen zurückgeben.

Dunkle Zeiten werden kommen, da nun unsere Herrschaft endet. Ich muss keine Seherin sein, um zu wissen, dass die Frauen von nun an nicht mehr als Gebärmachines sein werden. Ich kann nichts daran ändern, obwohl ich die älteste aller Frauen bin. Dennoch gibt es immer noch Männer, die älter sind als ich, und es werden täglich mehr. Weil ich bereits seit meiner Priesterinnenweihe ahnte, dass es eines Tages dazu kommen würde, habe ich jahrelang unser Wissen bewahrt und hier zusammengetragen, damit es nicht für immer verloren geht. Ich habe auch die letzte Ruhestätte für mich und meine geliebte Vor ri Nas eingerichtet. Wenn die Zeit gekommen ist, werden wir beide bereit und für immer vereint sein, ohne Angst und Not.

Ich bitte dich, Mann - denn ich zweifle nicht daran, dass nur ein Mann eines Tages die Schriften finden wird -, nicht sogleich Jankins Zorn heraufzubeschwören, wenn du dies hier liest. Du hast einen langen und beschwerlichen Weg hinter dir, und ich danke dir, dass du bis hierher gekommen bist. Nimm dir nun die Zeit und lerne die Geschichte deiner Ahnen kennen. Ich habe alles aufgeschrieben, was einst von Frau zu Frau nur mündlich weitergegeben worden war. Wir haben viele Jahrhunderte die Legenden bewahrt, doch ich befürchte, dass es in Zukunft keine mündliche Überlieferung mehr geben wird. Die Männer werden den Frauen verbieten, Gesänge mit tausend und mehr Strophen abzuhalten, um die Erinnerung an unsere frühere Größe zu tilgen.

Es gibt nur dieses einzige Original. Zerstörst du diese Schriften, sind sie für immer verloren und mit ihnen auch all das Wissen der alten Zeit. Du würdest nie erfahren, wie lange wir schon wissen, dass unsere Welt rund ist, dass sie um Hilor kreist. Wir haben den Kalender eingeteilt und

den zweiten Kontinent entdeckt bevor ihr eure ersten Seefahrer ausgeschickt haben werdet. Wir haben uns dort angesiedelt, und vermutlich leben wir dort noch heute, ohne dass ihr es wisst.

Ich weiß nicht, wie ihr den Kontinent benannt habt. Wir gaben ihm den Namen Dansarur, was Vogelflug in der alten Sprache bedeutet, denn so erschien er uns mit seiner wunderschönen Form. Genug davon. Die Wilden Männer sind schon sehr nahe. Vor ri Nas ist hier, und es schmerzt mich, die Furcht in ihren Augen zu sehen. Sie hat das heranziehende Heer gesehen und will sich niemals ergeben.

Die Priesterinnen werden nun den Zugang verschließen, und mögen die Götter mit uns sein, dass niemand je danach suchen wird - außer jenem Mann, der als Aufklärer kommt. Dies sind meine letzten Zeilen. Wir haben das Gift getrunken, und ich spüre, wie es warm durch meine Adern rinnt und mich schläfrig macht. Ich will nur noch ein letztes Mal das wunderschöne Gesicht meiner geliebten Vor ri Nas sehen und es berühren. Wir werden uns niederlegen und aus diesem Leben und der Erinnerung scheiden.

Ich bedaure es nicht, und ich habe keine Angst. Leb wohl, Mann, der neuen Zeit. Möge Theansu dich mit Weisheit segnen.

Gegenwart: DOLAMO

»Ich kann mir vorstellen, was diese neue Erkenntnis bei deinem Volk ausgelöst haben wird«, sagte Mhogena beeindruckt am Ende der Erzählung. »Was wurde dann aus Ver to Nisch?« »Na, was glaubst du denn?« versetzte Vil an Desch. »Er wurde natürlich als Ketzer zum Tode verurteilt. Zuerst mit der Silengis ausgepeitscht und dann durch Elcoxol-Entzug langsam öffentlich hingerichtet.« »Das kann doch einfach nicht wahr sein!« Dao-Lin-H'ay fuhr sich durch den von der Stirn bis tief in den Nacken reichenden schmalen, silbernen Fellstreifen. Ihre Katzenaugen glühten. »Sie konnten die Wahrheit nicht akzeptieren?«

»Sie wollten es nicht«, antwortete Vil an Desch. »Sie konnten es nicht zulassen, dass das männliche Weltbild völlig falsch und auf einer Lüge aufgebaut worden war. Damit hätte man eine Sünde zugeben müssen, mit der die Nachfahren der Wilden Männer zu leben hätten. Es sollte unter allen Umständen verhindert werden, dass die Frauen davon Kenntnis erhalten und vielleicht wieder Ansprüche stellen.« »Aber offensichtlich gelang es den Scoctoren nicht, Ver to Nisch für immer mundtot zu machen«, meinte Mhogena. »Nein, sonst könnte ich euch diese Geschichte bestimmt nicht erzählen«, stimmte Vil an Desch zu. »Wie in jeder Ära gibt es Fanatiker und Aufgeschlossene. Ver to Nischs Kollegen, die Sprachgelehrten beispielsweise, protestierten öffentlich gegen diese Inquisition und fanden schnell Anhänger. Es war für den Rat unmöglich, sie alle ebenfalls anzuklagen. Und Ver to Nisch hatte sein Ende wohl vorausgesehen, denn er hatte rechtzeitig dafür gesorgt, dass die Relikte in Sicherheit gebracht wurden. Wenige Jahrzehnte danach musste der Rat sich der öffentlichen Meinung beugen, und Soe ra Lors Zeitzeugnis wurde veröffentlicht.«

»An den Rechten der Frauen oder der Tatsache, dass diese gar nicht vorhanden sind, änderte sich aber augenscheinlich nichts«, kritisierte die Kartanin. Ihre kräftigen, scharfen Fingernägel kratzten leise über den Stoff ihrer Kombination. Der Scoctore warf ihr einen unbestimmbaren Blick zu. Er hatte bisher keinerlei Meinung dazu geäußert, dass die Frauen bei den Milchstraßenvölkern eine gleichwertige Rolle spielten und dass es sogar relativ Unsterbliche unter ihnen gab, »Natürlich nicht«, sagte er dann ruhig. »Ihre Lebensspanne ist einfach zu kurz. Das bedeutet doch nicht, dass wir unsere Frauen nicht schätzen oder lieben. Sie leben keineswegs wie willige Sklavinnen. Sie spielen nur keine Rolle im öffentlichen Leben, sondern kümmern sich um die Erhaltung der Familie und das Heim. Das genügt doch!«

»Ich würde gern mehr über eure Frühgeschichte hören«, bat Mhogena schnell, bevor die Kartanin aufbrausen konnte. »Selbstverständlich. Es ist übrigens eine sehr tragische Geschichte, und ich bin wahrhaftig nicht stolz darauf.« Dao-Lin-H'ay entspannte sich wieder.

Vergangenheit: Tazolar Nach Soe ra Lors Überlieferungen

Schon ganz zu Beginn ihrer Geschichte wälzten sich die Tazolen im Schlamm, um der Haut die lebensnotwendige Feuchtigkeit zuzuführen. Sie waren noch nicht sesshaft, sondern zogen jagend und sammelnd über das Land - aber nie zu weit weg vom Großen Ozean, dem sie sich zu jener Zeit eng verbunden fühlten. Die Gruppen wurden stets von Frauen angeführt, die die besten Schutzplätze fanden und mit ihrem hochentwickelten Geruchssinn stets als erste wussten, wo der nächste Schlammgrund lag. Auch auf den weiten Steppen, wo das Wasser meist unterirdisch floss und ausgegraben werden musste, waren sie den Männern weit voraus.

Stets gab es mehr Männer als Frauen, doch die Frauen waren weiser und geschickter. Sie verstanden die Sprache der Natur, konnten aus Tierhäuten und Fellen wärmende Kleidung und aus Pflanzenfasern Schuhwerk herstellen. Viele Männer folgten daher einer Frau, vertrauten sich ihrem Schutz und ihrem Geschick an. Die Frauen waren es auch, die das Feuer nutzen lernten - anfangs, indem sie brennende Scheite in einem feuerfesten Gefäß sammelten und dafür sorgten, dass die Glut niemals ausging. Ein unberührtes Mädchen der Gruppe wurde zur »Hüterin des Gefäßes« bestimmt, und es tat gut daran, seine Aufgabe gewissenhaft auszuführen. Denn wenn es versagte und die Glut erlosch, wurde es mit der erkalteten Asche beworfen und mit Schimpf und Schande davongejagt.

Später entdeckten die Frauen zufällig, dass man auch selbst Feuer erzeugen konnte, indem man zwei bestimmte Steine aneinander schlug; oder dünne, trockene Hölzchen mit einer Faserschnur so lange aneinander rieb, bis sie zu brennen begannen. Das war der Beginn einer neuen Zeit: Fleisch und Pflanzen konnten besser verwertet und so schmackhafter gemacht werden. Die Männer gingen nun umso lieber auf die Jagd, und es war kein Geheimnis, dass sich die meisten Männer um diejenige Frau scharten, die es am besten verstand, Nahrung zuzubereiten.

Mit dem Zusammenspiel von Feuer und Wasser lernten die Frauen auch, Salben und Pasten zur Heilung von Verletzungen herzustellen und Heiltränke zu brauen. So bedeutete nicht mehr jede Wunde gleich eine Katastrophe, nicht jedes Fieber den Tod. Je besser die Frauen das zu nutzen lernten, was die Welt ihnen schenkte, desto länger blieben die nomadisierenden Gruppen an einem Ort. Sie lernten die Bequemlichkeit kennen, nicht immer nach dem nächsten Schlammloch suchen zu müssen; das längere Verweilen an einem Ort sparte Kräfte und Energie. Ihre Lebenszeit verlängerte sich, und sie konnten sich zusätzlich mit anderen Dingen beschäftigen.

So entwickelten die Tazolen allmählich eine Sprache, gaben allen Dingen und sich selbst einen Namen. Die Körpersprache aus Gesten und Gebärden verlor zusehends an Bedeutung. Die Frauen beobachteten den Wechsel von Tag und Nacht, den Lauf der Gestirne und die verschiedenen Jahreszeiten. Sie lernten, diese Zeichen frühzeitig zu erkennen und auszunutzen - für die Vorratshaltung und die Vorbereitung auf harte Zeiten. Dies verbesserte die Lebensbedingungen immer mehr.

Nach und nach gaben viele Tazolen das Umherziehen ganz auf und lernten, über mehrere Jahreszeitenwechsel hinweg an einem Platz zu verweilen und zu überleben. Einzig tragisch war, dass die Frauen eine viel kürzere Lebenserwartung hatten als die Männer, so dass es weiterhin, obwohl meistens doppelt so viele Mädchen wie Jungen geboren wurden, bei einem starken Ungleichgewicht blieb. Vor allem die Geburten waren es, die den Frauen alle Lebenskräfte nahmen. Nur wenige gebaren mehr als drei Kinder in ihrem kurzen Leben.

Syr war die erste der weisen Frauen, deren Name in die Überlieferung einging. Bereits von Geburt an zeigte sich, dass sie einen besonderen Scharfsinn besaß. Sie entwickelte sich viel schneller als andere Kinder, war stets von unstillbarer Wissbegier erfüllt und eignete sich in kurzer Zeit mehr Wissen an als Männer und Frauen zusammen. Zu diesem Zeitpunkt waren die Götter bereits so gnädig gewesen, sich den Tazolen zu offenbaren. Die von ihnen erschaffenen Geschöpfe kannten nun Ichto, den Gott des Himmels, der Sterne und des Paradieses, als dessen Verkörperung Hilor, die Kraft der Wärme und des Tageslichts, angesehen wurde; Nachto, den Gott des Blitzes und des Feuers; Xion, Herr der Nacht und der Schatten; Vaari, den Meister der Jagd; Kalcham, Schöpfer und Beherrscher des Großen Ozeans, und Gaintanu, Gott des Todes und Icchtos Fährmann ins

Himmelreich.

Es gab nur eine einzige Göttin, und das war Ramsoh, Göttin des Lebens, der Fruchtbarkeit und des Mondes. Für die Frauen der Tazolen war sie wichtiger als die männlichen Götter, und deshalb verneigten sie sich vor allem vor Ramsoh. Man sagte, dass Syr eine Inkarnation Ramsohs war, um den Tazolen Wohlstand und Wissen zu bringen. Da sie tiefgläubig und sehr umsichtig war, wurde sie bereits als junges Mädchen zur Hohepriesterin ernannt, später dann als Richterin und Ratgeberin geachtet und verehrt.

Viele Männer buhlten um sie, und sie schenkte zehn von ihnen ihre Gunst und nahm sie auf: fünf für die Jagd, fünf als Bauern. Sie sorgte gut für sie und behütete sie. Niemals gab es in ihrem Haus Mangel an Nahrung; keiner der Männer vergiftete sich durch den Genuss einer giftigen Frucht; auf den Feldern wuchs stets reiche Ernte. Und Syr konnte das Wetter vorhersagen, eine göttliche Gabe Ramsohs. An den kleinsten Hinweisen erkannte die Tazolin, ob ein Sturm aufzog oder nicht. Sie beschützte die Männer vor den tödlichen Blitzen Nachtos und nahm ihnen die Furcht.

»Der Zorn der Götter ist gerecht«, sagte sie. »Wenn Nachto uns zürnt, dann nur, weil wir schwanken in unserem Glauben und die Natur schlecht behandeln. Bringt ihm Opfergaben dar, wenn sein Zorn verraucht ist, und ihr werdet sehen, wie klar und rein die Luft wieder sein wird und welche Farbenpracht sich am Himmel entfaltet, sobald Hilor durch die Wolken bricht.

Nachto ist ein strenger Gott, doch vergesse nicht, dass er uns das Feuer geschenkt hat, das uns wärmt in der Dunkelheit und Kälte und das unsere Nahrung schmackhaft und gesünder macht.« Das größte Geschenk aber machte Ramsoh den Tazolen, vor allem jedoch den Männern, indem sie Syr eine weitere besondere Gabe verlieh. Die Hohepriesterin dachte viele Tage und Nächte darüber nach, wie sie das Leben der Tazolen verlängern könnte. Sie hatte entdeckt, dass das Schlammbad nicht immer die gleiche stoffwechselfördernde Wirkung hatte. Es kam auf den Ort, die Konsistenz und sogar die Jahreszeit an.

Vielleicht konnte man die Qualität verbessern? Also begann Syr zu experimentieren, kochte Säfte aus verschiedenen Wurzeln und Kräutern und mischte sie bei. Nach einiger Zeit bemerkten die anderen Tazolen, dass Syrs Männer kräftiger wurden und ein jüngerer Aussehen annahmen. Außerdem strömte von ihnen ein besonderer Wohlgeruch aus, der vor allem die anderen Frauen nervös machte. Sie scharten sich um Syr und verlangten, ihr Geheimnis preiszugeben. Die Hohepriesterin hatte inzwischen zwei kräftige, schöne Töchter geboren, Loe und Gev, die sich ebenfalls dank der geheimnisvollen Zusätze des Schlammades besonders gut entwickelten.

Syr war klug genug, ihr Wissen nicht eifersüchtig hüten zu wollen. Sie wusste, dass ihre Lebenszeit abließ; eine dritte Geburt würde sie wahrscheinlich nicht überstehen. Obwohl auch sie die stärkende Wirkung des besonderen Bades spüren konnte war sie doch bereits zu alt, als dass es sich lebensverlängernd auswirken würde. Sie hoffte aber, dass das bei ihren beiden geliebten Töchtern anders wäre. So gab Syr ihr Wissen weiter, mit der strengen Auflage, dass diese Geheimnisse nur von Frau zu Frau, von Mund zu Mund überliefert werden dürften. Immer noch waren die Männer in der Überzahl, und sie waren bedeutend stärker als die Frauen, wenngleich nicht intelligenter.

»Es ist wichtig, dass die Frauen ein ebenso langes Leben wie die Männer bekommen«, verkündete die Hohepriesterin. »Ich habe in langen Gebeten Ramsoh danach gefragt, weshalb wir benachteiligt werden, und sie hat mir offenbart, dass dies unsere Bestimmung sei, so, wie sie die einzige Göttin sei. Dies ist so zu verstehen: Wir sind die Gefäße des Lebens, dazu ausersehen, das Volk der Tazolen zu mehren und zu führen. Es benötigt nur wenige Anführer zur Ordnung eines Volkes, doch viele im Volk selbst, die für das allgemeine Auskommen und Wohl sorgen müssen, wenn es über seine Welt herrschen will. So ist es die Bestimmung der Männer, den Tazolen zum Wohlstand zu verhelfen, und unsere Bestimmung, sie dabei anzuleiten, zu stärken, zu schlichten und neues Leben zu schenken.«

»Dann werden wir also niemals so alt werden wie die Männer?« fragte Gev, die ältere der beiden Töchter, empört. »Dies scheint Ramsohs Wille zu sein«, antwortete Syr. »Aber das ist nicht

gerecht!« ereiferte Gev sich weiter. »Der Wille der Götter ist stets gerecht«, wies Syr sie zurecht. »Ich habe nicht gesagt, dass wir nicht dennoch unsere Lebenszeit verlängern können und einen Weg finden, die kräftezehrenden Geburten besser zu überstehen. Sonst hätte Ramsch mir nicht das Wissen über die Pflanzen eingegeben.«

Syr starb bei der Geburt ihres dritten Kindes, wie sie es vorausgesehen hatte. Sie war zu dem Zeitpunkt die älteste lebende Frau gewesen, eine Legende, hochgeachtet - und vom Volk unendlich betrauert, als sie dahinschied. Loe und Gev, etwa achtundzwanzig und vierzig Jahreszeitenwechsel alt, wurden von Syrs Männern liebevoll gepflegt, denn sie hatten alle Geheimnisse ihrer Mutter erfahren und waren in der Lage, ihr Erbe fortzuführen. Doch die Harmonie währte nur kurz. Die jungen Frauen gerieten in Streit über die Führung; jede von ihnen fühlte sich dazu berufen, das Amt der Hohepriesterin auszuüben und die Verantwortung über alle zehn Männer zu übernehmen.

Die Auseinandersetzung zog sich in die Länge, und es zeigte sich, dass die Schwestern inzwischen unversöhnlich geworden waren. Doch sie hatten die Weisheit ihrer Mutter geerbt und erschlugen sich nun nicht gegenseitig, sondern suchten nach einer gerechten Lösung aus dem Konflikt. Die Anrufung der Götter und kostbare Opfergaben gaben ihnen einen ungewöhnlichen, aber interessanten Ausweg ein: Sie teilten ihren Besitz und die Männer auf - und trennten sich. Sie verließen sogar den ganzen Stamm.

Der Stamm blieb jedoch keineswegs gebrochen zurück; Loe und Gev hatten bereits ein hochbegabtes Mädchen zum Amt der Hohepriesterin auserkoren und ihm die Verantwortung übertragen. Loe und Gev nahmen jeweils die geteilte Habe mit, um anderswo jede ein eigenes Reich zu errichten, denn Tazolar war groß und die Tazolen dazu ausersehen, über die ganze Welt zu herrschen.

5. Gantusch

»Was erwartet uns auf Gantusch?« wollte Dao-Lin-H'ay von Vil an Desch wissen. »Oh, nichts Besonderes«, antwortete der ehemalige Scoctore leichthin. »Es war die Wahlheimat der Cartagener, doch die gibt es dort nun nicht mehr.« Die Kartanin erinnerte sich auf einmal. »Ihr habt sie ausgelöscht!« zischte sie. »Das ist uns bestens bekannt.« Ihr Katzengesicht zog sich zusammen, und es war ihr deutlich anzusehen, dass sie kalte Verachtung empfand. Aber sie griff Vil an Desch deswegen nicht an. Dafür war es ohnehin zu spät - und in diesem Moment absolut unangebracht.

Vor allem zeigte der Tazole keinen, noch so leisen Anflug von Reue. Eine moralische Diskussion hätte von vornherein, selbst zum passenden Zeitpunkt oder am geeigneten Ort, keinen Wert gehabt. Sie hielten sich gerade in der Zentrale des VESTA-Kreuzers auf. Aranda Norrand, die dem Gespräch zuhörte, besaß Dao-Lins jahrhundertlange Erfahrung und Ausgeglichenheit selbstverständlich nicht. Ihr Temperament ging beinahe mit ihr durch; sie ballte die Fäuste, und ein Zittern durchlief ihren stämmigen Körper. Sie öffnete schon den Mund, aber ein kurzer Blick der Unsterblichen verdammt sie rechtzeitig zum Schweigen.

Aranda entspannte sich etwas, und sie sah Dao-Lin dankbar an. Ihr war natürlich bewusst, dass schon ein kleiner Fehler alle Hoffnung auf eine friedliche Lösung des kriegerischen Konflikts mit den Algieten vernichten konnte. Sobald Vil an Desch nicht mehr zur Zusammenarbeit bereit war, stand man wieder ganz am Anfang. Und die Zeit wurde immer knapper, je schneller die Pulsfolge von Wlaschos wurde...

Vil an Desch bekam davon entweder nichts mit, oder es interessierte ihn nicht. »Selbstverständlich gibt es noch zwanzig weitere Kolonien mit vier Milliarden Cartagenern«, behauptete er. »Sie müssten an diese Katastrophen an sich schon gewöhnt sein.« So unrecht hatte er damit nicht. Die Cartagener waren Wasserbewohner mit einem braunen, fettigen Fell, die die Galaxis einst mit dem Ammoniakweißen Eiskristall überschwemmt hatten. Die anderen Völker wurden süchtig danach - allerdings nur kurze Zeit. Auf Ekstase folgte Siechtum. Daraufhin war die Ursprungswelt der Cartagener von den Völkern Chearths vernichtet und das Volk umgesiedelt worden.

»Das rechtfertigt doch nicht ...«, platzte Aranda zornbeugend heraus, deren Gefühle für einen Moment die Oberhand gewannen, sprach jedoch nicht zu Ende. Sie fing sich gerade noch. Abrupt drehte sie sich um und richtete ihre Aufmerksamkeit auf die Kontrollen. Sie konnte die Kartanin nur bewundern, die weiterhin mit Vil an Desch verhandeln konnte, als stünde nichts zwischen ihnen. Sie beneidete die Unsterbliche um ihre Besonnenheit und Umsicht.

»Wir tun nur das, was notwendig ist«, meinte Vil an Desch gelassen. Als er merkte, dass er sich damit selbst auf einen gefährlichen Grat begab - immerhin wäre so auch seine Verbannung ein Rechtfertigungsgrund für sein Volk -, wechselte er rasch das Thema: »Jedenfalls befindet sich das Lager im Ozean an der nördlichen Hemisphäre«, erläuterte er. »Es ist ein Beiboot, das ich bis oben mit Elcoxol angefüllt habe.« »Gibt es dort eine geographische Auffälligkeit?« erkundigte sich Dao-Lin. »Ein Korallenriff, gewachsen wie ein siebenstrahliger Stern«, gab Vil an Desch Auskunft. »Es hat einen Durchmesser von zehn Kilometern und ist selbst aus dem Orbit deutlich zu sehen.«

Die Ortung wies nur fünf Knotenschiffe aus, die in einer Entfernung von einigen Lichtminuten in einem benachbarten Sektor patrouillierten. Im Voighat-System gab es nichts von Interesse mehr für sie. Ihre Besatzungsmitglieder nahmen vermutlich auch nicht an, dass eines der Chearth- Völker einen Grund sah, sich hier aufzuhalten. Dao-Lin-H'ay ging davon aus, dass ein einzelnes, nicht allzu großes Schiff wahrscheinlich nicht ihre Aufmerksamkeit erregen würde. Dennoch mahnte sie zur Vorsicht. Die DOLAMO flog nach Verlassen des Hyperraums in den Ortungsschutz der Sonne Voighat, wo weitere Messungen vorgenommen wurden, bevor der Anflug auf Gantusch erfolgte.

Die Knotenschiffe nahmen wie erwartet keine Notiz von ihnen, sondern entfernten sich zusehends weiter Richtung Sonnentresor. Als die ersten Bilder von Gantusch übermittelt wurden, hielten einige Besatzungsmitglieder in der Zentrale den Atem an. Ihnen zeigte sich ein schreckliches Bild der Verwüstung. Alle größeren Inseln waren zerbombt, die Atmosphäre und weite Teile der Meere waren radioaktiv verseucht. Die Algiotischen Wanderer hatten ganze Arbeit geleistet. Hier ließ sich für die nächsten Jahrhunderte niemand mehr nieder.

Die Cartagener hatten das Pech gehabt, als abschreckendes Beispiel dienen zu müssen. Die Algiotischen Wanderer hatten keineswegs auf allen Welten so schrecklich gewütet. Die Cartagener waren ein inzwischen unbedeutendes Volk von Chearth, aber nicht vergessen. Gantusch war einer der ersten Planeten Chearths gewesen, die von den Algioten angegriffen worden waren. Die Algioten hatten mit keinem großen Widerstand gerechnet, aber die Cartagener erwiesen sich als zähe Gegner. Mit ihren begrenzten Mitteln leisteten sie erbitterten Widerstand gegen die Eindringlinge. Gegen die Übermacht der Invasoren hatten sie aber keine Chance.

Als die Gharrer, Wlatschiden, Heiv und die anderen hochentwickelten Völker ihre Flotten mobilisierten und Gantusch zu Hilfe eilten, statuierten die Invasoren ein Exempel. Innerhalb weniger Stunden ging Gantusch in einem Bombardement von 8000 Schiffen unter. »In wenigen Minuten befinden wir uns über dem Korallenriff«, meldete Aranda Norrand. »Ihr könnt es gleich über die Holos erkennen. Es ist wirklich unübersehbar, sogar ohne Vergrößerung.« Die Syntrons schalteten für die Hologramme zusätzliche Filter. Der Staub, der nach dem nuklearen Inferno die gesamte Atmosphäre des Planeten einhüllte, wurde gewissermaßen »wegberechnet«, so dass die Besatzungsmitglieder der DOLAMO einen Eindruck von der Oberfläche der Welt bekamen. Die Messungen ergaben zudem, dass das Meer an dieser Stelle erstaunlich geringe radioaktive Spuren aufwies, die nur wenig über der Normalgrenze lagen. Das nächste Festland war weit entfernt; dieser Bereich war von dem Bombardement wohl weitgehend verschont worden.

»Ich gehe schließlich kein Risiko ein, dass das Elcoxol verseucht und damit unbrauchbar wird«, bemerkte Vil an Desch auf den Kommentar der Ortung. »Selbstverständlich habe ich nicht nur nach einem optisch auffälligen Merkmal gesucht, sondern auch nach einem weitgehend sicheren Platz. Die Reststrahlung wird von einem schwachen Schutzfeld des Beiboots nahezu komplett ausgefiltert. Zusätzlich habe ich die Elcoxol-Behälter mit einem weiteren Schutzfeld umgeben, falls sich die Werte ändern sollten.«

»Wie schön«, murmelte Aranda Norrand. Ihr Missmut gegenüber dem ehemaligen Scoctoren

schien stetig anzuwachsen, und sie gab sich nur wenig Mühe, das zu verbergen. Sie wusste, dass es dem Tazolen völlig gleichgültig war, was sie empfand, weil sie für ihn keine Bedeutung hatte. Vermutlich erinnerte er sich nicht einmal an ihren Namen. »Ich werde selbst mit einem Shift hinunterfliegen«, sagte Dao-Lin-H'ay. »Aranda, du bleibst mit der DOLAMO im Orbit...« »Ich komme mit!« unterbrach Vil an Desch sofort. »Ich kenne die genaue Lage des Elcoxols und werde bei der Bergung auf alle Fälle dabei sein!«

Die Kartanin hatte Verständnis dafür; bestand aber im Gegenzug darauf, dass dann auch Mhogena mit dabei war. Ferner wurden noch zwei Cameloter für die Steuerung und die Ortung eingeteilt und zwei weitere für die Bergung.

Kurze Zeit später verließ ein Zehn-Meter-Shift den Hangar des VESTA-Kreuzers und nahm Kurs auf das sternförmige Korallenriff.

Vil an Desch zeigte sich ungewöhnlich lebhaft und unruhig, er schien es kaum mehr erwarten zu können, an sein unredlich erworbenes Lager heranzukommen. »Du bist ja richtig aufgekratzt!« bemerkte die Kartanin.

Ihre Stimme klang emotionslos, und das war manchmal kein gutes Zeichen. Dao-Lin war äußerst ausgeglichen und gab sich zumeist mit der ihrem Volk eigenen anmutigen, katzenhaften Gelassenheit. Doch wenn sie zu erregt und aufgewühlt war, konnte es vorkommen, dass sie erst recht betont zurückhaltend und geradezu gefühllos agierte. Wie bei der berühmten Ruhe vor dem Sturm konnte dann ein geringer Vorfall ihre zurückgehaltenen Gefühle zum Explodieren bringen. Dann war man gut beraten, sich außer Reichweite der scharfen Krallennägel zu halten und schleunigst Land zu gewinnen.

Vielleicht bereute Dao-Lin inzwischen, den Auftrag freiwillig angenommen zu haben. Schließlich half sie nun jemandem, der nicht nur an der Auslöschung eines Volkes beteiligt gewesen war, sondern sich überdies als profitgieriger Dieb herausstellte, der schamlos seine Position ausnutzte. Solche ehrlosen Leute konnte sie nur verabscheuen. Vil an Desch mochte sich zwar wie eine Majestät geben, aber hinter der Fassade war und blieb er für die Kartanin eine miese Dagrug-Ratte, nicht einmal zum Verzehr geeignet.

»Das kann man mir wohl nicht verdenken«, versetzte der Tazole, der weder sensibel noch erfahren genug war, um das zu erkennen. Sicherlich war es ihm auch völlig gleichgültig, was andere über ihn dachten - vor allem irgendwelche ungläubigen Fremden aus einer fernen Galaxis. »Damit kann ich weiterleben, selbst wenn ich für immer im Exil bleiben muss.« »Deine Götter werden uns sicher davor bewahren«, meinte Mhogena freundlich. Vil an Desch war humorlos und außerdem viel zu sehr auf das Ziel konzentriert, um den Sarkasmus wahrzunehmen. Er starrte durch die Aussichtskanzel auf das sich unaufhaltsam nähernde Meer hinab.

So nahe, ohne die Übersicht, sah es erstaunlich schön aus - friedlich, mit leisem Wellengang, von der Sonne wärmend beschienen. Das grünlich schimmernde Wasser war sehr klar, und das sternförmige, siebenstrahlige Korallenriff leuchtete orangefarben. In der Ferne waren Fontänen riesiger, lungenatmender Wasserbewohner zu sehen, terranischen Walen ähnlich, nur bedeutend größer. Lange konnte das Idyll nicht mehr so bestehen: Die Radioaktivität durchdrang das Wasser mit rasender Geschwindigkeit, bald würde auch in diesem Gebiet alles Leben erlöschen. »Ihr könnt euch nicht vorstellen, welche Bedeutung das Elcoxol für uns hat«, murmelte der Tazole unbeeindruckt. »Es geht nicht nur um die Existenz. Unser ganzes Sein, die Ideologie unseres Volkes ist dadurch bestimmt worden. Und das hat uns letztlich auch den Göttern näher gebracht ...«

Vergangenheit: Tazolar Nach Soe ra Lors Überlieferungen

Isho war eine ferne Nachfahrin der Gev, jener älteren Tochter Syrs, die Richtung Westen gezogen war, ins Landesinnere hinein. Gev hatte sich dort mit ihren fünf Männern sowie weiteren Frauen und Männern, die ihr gefolgt waren, niedergelassen und eine Siedlung gegründet. Das Land war sehr fruchtbar und vor allem feucht. Nicht nur nahrhafte Pflanzen, sondern auch viele kleine und mittelgroße, genießbare Tiere gab es hier. Es war ein guter Platz, um neu zu beginnen. Im Lauf der Jahre wuchs die Siedlung an, als umherziehende Nomaden sich von dem Reichtum

beeindrucken ließen und ebenfalls sesshaft wurden. Gev hatte angefangen, sich Gedanken über die Zusammenhänge des Zusammenlebens mit Männern und dem Kinderkriegen zu machen. Sie selbst ließ sich von keinem Mann berühren, um ihre Lebenszeit zu verlängern, und wurde dementsprechend auch niemals schwanger.

»Es ist der Mann, der die Frucht zum Erblühen bringt«, sagte sie zu den anderen Frauen. »Daher darf ich meine fünf Männer nicht für mich behalten, wenn unser Stamm wachsen und gedeihen soll. Wir brauchen Kinder, viele Kinder!« »Aber du weißt doch, wie schwer die Geburten immer sind«, wandte eine Frau ein. »Ich werde euch helfen, denn ich bin eure Hohepriesterin und Schamanin«, versprach Gev. »Ihr werdet länger leben, und ihr müsst vielen Kindern das Leben schenken, sonst sterben wir aus. Ich habe die besten Männer. Nehmt sie euch, zeugt mit ihnen kräftige und starke Nachkommen.« Aber Gev konnte nicht viel tun, um das Leben der Frauen zu verlängern. Die Lebensspanne der Männer war inzwischen schon fast doppelt so lang. Es waren die Geburten, die zehrten, und es gab keinen Ausweg.

Auch Gev konnte dem nicht entgehen. Kurz vor der letzten Phase sah sie die Zeit gekommen, nun doch endlich einem Kind das Leben zu schenken einer Tochter, der sie ihr ganzes Wissen vererben würde und die das Werk fortführen sollte. So setzte sich die Reihe von Syr bis Isho fort. Längst hatte sich viel verändert. Aus der einfachen Siedlung war eine frühzeitliche Stadt geworden, mit Hütten aus Lehm und Holz, die Wind und Wetter standhielten. Die Wege waren mit Steinen befestigt, über die Handkarren gezogen wurden. Andere Städte waren entstanden, zwischen denen Handel stattfand - jeder tauschte mit jedem. Allen ging es im Großen und Ganzen gut unter der Führung der weisen Frauen.

Die Hohepriesterin fungierte als Richterin in mehreren Städten; sie besaß das größte Wissen. Ihr vertraute man sich bei allen Sorgen und Nöten an und bat sie um Hilfe, vor allem, wenn man krank war. Isho konnte sich an jeden Gesang, jedes Rezept, jeden Wissensschatz, den ihre Mutter ihr überliefert hatte, wortwörtlich erinnern. Als sie ihr Amt angetreten hatte, hatte sie als Erstes besonders intelligente und aufnahmefähige Mädchen ausgebildet und ihr Wissen an sie weitergereicht. Jede Priesterin hatte sich im Verlauf ihrer Ausbildung einem Spezialgebiet zugewandt, an dem sie ihr Leben lang arbeitete und ihr Wissen weitergab.

Isho hatte ebenfalls ein Spezialgebiet, und das betraf die Zeit. Die Männer legten sehr viel Wert darauf, bestimmten Göttern an bestimmten Tagen zu opfern. Die Pflanzen konnten nicht einfach in die Erde gesetzt oder angesät werden, auch dafür musste man den richtigen Zeitpunkt abpassen. Für die Jagd war es ebenso wichtig, zu welchen Zeiten welches Wild erlegt werden durfte, um seinen Bestand nicht zu gefährden - und zu manchen Zeiten waren einige Tiere schlicht ungenießbar, und wenn sie noch so lange gekocht wurden.

Außerdem arbeiteten die Frauen immer noch daran, das Schlammbad mit Düften und Kräutern zu verfeinern, um die Körper zu stärken und die Lebenszeit zu verlängern. Isho erschien es wichtig, dass die Altersspannen nicht mehr einfach nur nach den Jahreszeiten gezählt wurden, denn inzwischen kam da bei den Männern schon eine ganze Menge zusammen. Tatsächlich war es so, dass regelmäßig die Jahreszeiten wiederkamen und die Sterne sich am Himmel veränderten. Inzwischen waren die Siedlungen auch schon so gewachsen, dass man immer mehr an Vorratshaltung denken musste - die ebenfalls nach bestimmten Kriterien stattfand. Die Frauen begannen, an die Zukunft zu denken. Nicht etwa an die nahe Zukunft, wie viele Kinder sie gebären und aufwachsen sehen würden. Sondern weiter, dorthin, wo das Bad sie eines Tages genauso stark und langlebig wie die Männer machen würde.

Isho konnte sehr gut beobachten, und sie war es, die zum ersten Mal schriftliche Aufzeichnungen begann. »Es könnte doch sein«, sprach sie zu den weisen Frauen, »dass eine von uns plötzlich stirbt, ohne ihr Wissen ganz weitergegeben zu haben.« »Verzeih mir, Isho«, wandte eine von ihnen ein »doch du musst daran denken, wie wichtig es ist, diese Geheimnisse niemals den Männern zu offenbaren.« »Wir kennen inzwischen fast zu viele Geheimnisse, und manche müssen wir sogar teilen«, argumentierte die Hohepriesterin. »Viele Erfindungen, die uns den Fortschritt

bringen, müssen wir den Männern zuteil werden lassen. Sie sind uns körperlich überlegen, und es dient unser aller Wohl. Aber die Geheimnisse der Medizin und des Bades dürfen wir niemals preisgeben, das ist wahr.«

Bereits damals, in diesem noch recht primitiven Stadium, wussten die Frauen genau, dass es ihr Untergang wäre. Die Männer wären nicht mehr von ihnen abhängig, und die Frauen waren ihnen in jeder anderen Hinsicht unterlegen. Allerdings legten die Männer zu diesem Zeitpunkt keinen Wert auf diese Geheimnisse. Sie sahen in der Führung der Frauen nichts Unrechtes, denn für alle wurde gleichermaßen gut gesorgt. Dennoch war es Isho, die - unbeabsichtigt - den Grundstein für den Untergang des Matriarchats legte. Zwei Dinge geschahen, etwas Positives und etwas Negatives. Beides untrennbar miteinander verbunden. Es war Glück und Katastrophe zugleich.

Zunächst beschäftigte sich Isho damit, ein Kalendarium aufzustellen. Zusammen mit dem Wissen der bisherigen sowie der weiteren Beobachtungen begann sie, nach Zusammenhängen über wiederkehrende Ereignisse und dem tazolischen Lebenszyklus zu suchen. Weil sie das alles unmöglich in ihrem Kopf behalten konnte, fing sie an, Zeichen und Symbole in gebrannte Tontafeln zu ritzen. Sie erfand eine Art Bildschrift, die möglichst einfach zu lesen sein sollte, und stellte ein allgemeingültiges Zahlensystem auf.

Als sie eines Tages damit fertig war, wunderte sie sich, wie einfach es eigentlich war - nachdem sie die Beziehungen zueinander endlich herausgefunden hatte. Das tazolische Jahr begann. Der Fruchtbarkeitszyklus einer Frau dauerte 37 Tage. Ebenso lange brauchte Ramsoh, um voll und rund vom nächtlichen Himmel herab zu strahlen, bevor sie wieder schwächer wurde und abnahm, um für kurze Zeit ganz zu verschwinden. Ramsoh war anders als Hilor, sie schenkte den Tazolen das Leben, indem sie ihr eigenes dafür gab. Doch nur für kurze Zeit - als unsterbliche Göttin erstarkte sie nach jedem Zyklus aufs neue, um Leben zu schenken und erneut zu sterben.

Zehn mal 37 Tage vergingen, bis eine Frau zur Geburt bereit war. Isho hatte sehr lange Aufzeichnungen geführt, um zu erkennen, dass nach genau dieser Frist das Leben auf Tazolar nach den Winterfrösten erneut begann - die Tage wurden länger, die erste Blüte setzte ein, und es wurde wärmer. Damit war es fortan möglich, das genaue Alter der Tazolen zu bestimmen und für die Zukunft vorzuplanen. Und nun konnten auch die Männer endlich ihre Arbeit so einteilen, dass davon keine Göttertage beeinflusst wurden. Sie konnten dadurch dem Zorn der Götter entgehen. Isho erhielt den ehrenvollen Titel »Inkarnation Ramsohs« und wurde fortan mit äußerstem Respekt behandelt. Boten wurden in die ganze Welt ausgeschickt, um das neue Wissen weiterzugeben.

Die Hohepriesterin entschloss sich daraufhin, einige weise Frauen auszuwählen und mit ihnen in das Gebirge des Westens zu wandern. Dort, das war schon lange bekannt, befand sich ein irdischer Sitz der Götter. Sie wollte dort eine Zeit des Gebets und der Meditation verbringen, um den Göttern ihre Dankbarkeit zu erweisen. Es war eine lange Reise, doch die Frauen waren frohen Mutes. Sie gestatteten keinem Mann, sie zu begleiten. Erst nach fünf mal 37 Tagen kehrten sie zurück, ein wenig abgezehrt, aber wohl auf. In der Öffentlichkeit erzählten sie nicht, was sie dort im Gebirge getan hatten.

Aber von da an wurden jedes Jahr auserwählte Priesteranwärterinnen in das Gebirge geschickt, um das begonnene Werk - nämlich die Aufzeichnung der tazolischen Geschichte - fortzuführen. Darüber hinaus opferten sie dort den Göttern und tanzten unter den Sternen, um das Leben der Tazolen zu erleichtern und zu sichern.

Nach dieser geistigen Anstrengung wandte Isho sich weltlichen Dingen zu. Wie jeder anderen Hohepriesterin standen ihr einige Männer zu, die sie selbst auswählte. Isho wusste, dass ihre Ahnen nie weniger als zehn, meistens eher zwanzig Männer in ihren Haushalt aufgenommen hatten. Sie aber wollte von Anfang an nur zwei - Gor und Kif, die besonders edel und von kräftigem Wuchs waren, denn sie stammten ebenfalls von dem Geschlecht der Hohepriesterrinnen ab. Gor und Kif verehrten Isho und lasen ihr jeden Wunsch von den Augen ab.

Über lange Zeit hinweg waren sie untröstlich, weil sie nur Sinn für das Geistige hatte, doch sie übten sich in Geduld und ließen sich ihren Kummer nie anmerken. Isho liebte sie beide, und sie

dachte nach ihrer Rückkehr von den Bergen sehr lange darüber nach, wer der Vater ihres Kindes werden sollte. Da sie nie um einen Mann kämpfen musste und in weltlichen Dingen völlig unerfahren war, beging sie den Fehler, den Favoriten zu benennen. Sie verkündete ihre Entscheidung strahlend und voller Vorfreude und erwartete dieselbe Reaktion von den beiden Männern: »Kif soll der Vater meiner Kinder werden!«

Die Freude blieb allein auf ihrer Seite. Die Männer sahen sie entgeistert an, und Gors Haut um den lippenlosen Mund wurde sehr dunkel. »Weshalb nicht ich?« fragte er. Isho war so verblüfft, dass ihr für einen Moment nichts dazu einfiel. Dann sagte sie: »Es kann nur einer Vater werden ...«

»Und weshalb nicht ich?« wiederholte Gor. »Was ist schlechter an mir als an Kif?« »Nichts, ich musste doch nur ...« Kif sagte zuerst gar nichts. Er versuchte immer noch, die Neuigkeit zu verdauen. Außerdem verstand er Gors Zorn nicht. »Isho meint doch nur das erste Kind«, meinte er. »Das zweite Kind wird selbstverständlich deines sein, Gor.« »Sie sagte aber: meiner Kinder!« widersprach Gor heftig. »Gor, weshalb bist du so zornig?«

fragte Isho verzweifelt. »Deshalb liebe ich dich nicht weniger. Es war eine schwere Entscheidung, aber du musst doch verstehen, dass ich nur das Beste für...« »Das reicht!« brüllte Gor. »Du hast uns alle getäuscht, Isho, du bist nicht gerecht! Vielleicht bist du vom Wahnsinn besessen, denn das ist nicht der Götterwillen! Kif ist nicht besser als ich!« Isho zuckte zusammen. Sie hoffte, dass niemand diese hässliche Szene draußen hörte; doch normalerweise respektierte man die abendliche Ruhezeit und hielt sich von ihrem Domizil fern. Isho hatte diesen Moment als den richtigen angesehen, etwas so Intimes mit ihren Männern zu besprechen.

Und jetzt war sie besorgt, dass jemand etwas von diesem Streit mitbekommen könnte - dabei wäre vielleicht genau das, eine plötzliche Einmischung, ihre Lebensrettung gewesen. Kif versuchte, beruhigend auf Gor einzureden, doch der schäumte im wahrsten Sinne des Wortes vor Zorn. Auf seiner Haut hatte sich gelblicher Schaum gebildet, der ihn bald ganz bedeckte und noch zu Boden troff. Gor lief in den Werkzeugraum gleich neben der Speisekammer; blind vor Wut, packte er den nächstbesten Gegenstand und stürmte in den Hauptraum mit der offenen Feuerstelle zurück. Seine Hände umklammerten einen mächtigen Hammer zum Steine klopfen.

Isho stand wie erstarrt, sie blinzelte nicht einmal. Kif schrie auf: »Gor, was tust du ...« Weiter kam er nicht mehr. Der Hammer traf ihn mit voller Wucht seitlich am Kopf. Es gab einen hässlichen Laut, als der Schädelknochen brach. Kif war tot, bevor er auf dem Boden aufprallte.

Isho hatte ebenfalls keine Chance mehr. Kif war im Verlauf von zwei oder drei Herzschlägen gestorben, und das war genau die Zeit, die der Hohepriesterin als restliches Leben blieb. Selbst wenn sie nicht schreckerstarrt gewesen wäre, hätte sie nicht mehr als einen Schritt zur Flucht schaffen können. Gor war mit dem nächsten Satz bei ihr und schlug ihr auf dieselbe Weise wie Kif mit einem einzigen grausamen Schlag den Schädel ein.

Zwei weise Frauen fanden Gor am nächsten Morgen, zwischen den beiden blutüberströmten Leichen am Boden sitzend, immer noch den Hammer in den Hand. Während die eine Frau nur schrie, handelte die andere, Ifos, sofort. Sie lief aus dem Haus und rief jeden, den ihr Ruf erreichte, herbei, um die Schandtats mit eigenen Augen zu sehen. So etwas hatte es noch nie gegeben; keine der heiligen Frauen konnte sich an einen ähnlichen Vorfall erinnern. Niemand hatte es je gewagt, die Hand gegen die Hohepriesterin, die den Göttern am nächsten war, zu erheben.

Und Nachto zürnte. Wolken bedeckten Hilor innerhalb weniger Minuten, und ein rasendes Gewitter versetzte alle männlichen Bewohner der Stadt in Angst und Schrecken. Ifos nutzte das sofort aus. Sie war nicht weniger gläubig als die Männer, aber sie war wie die meisten anderen Frauen in der Lage, die Zeichen der Götter zu deuten und ihren Zorn zu besänftigen. Sie wusste, dass die Götter die Tazolen nur dann strafen, wenn es notwendig war, wenn sie also ungehorsam gewesen waren. Doch sie waren zu besänftigen, und die Frauen wussten stets, wie.

In den Wochen, die die Priesteranwärterinnen in den Bergen verbrachten, hielten sie innige Zwiesprache mit den Göttern. Nur in den Pausen zwischen den Gebeten und Tänzen arbeiteten sie an den Wänden, bemalten sie und führten die Historie fort. »Seht!« übertönte Ifos' kraftvolle

Stimme den brüllenden Donner. Sie stand im Eingang des Hauses, mit flatterndem Gewand und erhobenen Armen. »Seht, was geschehen ist! Nachto zürnt, weil ein Mann die Hand gegen einen anderen Mann erhob und ihn erschlug. Das schrecklichste aller Verbrechen ist aber, dass er die Hohepriesterin Isho ermordete! Es gibt keine gerechte Strafe, die dieses abscheulichste aller Verbrechen sühnen könnte, deshalb wird Nachto selbst über euch richten und alle Männer die Strafe erleiden lassen, die ein einzelner über sie gebracht hat!«

Die Männer warfen sich mit dem Gesicht voran in den Staub, die Arme flehend hochgestreckt. »Gnade! Gnade!« winselten und bettelten sie, während Nachtos Zorn sich in Form eines sintflutartigen Regenschauers über sie ergoss. Die weisen Frauen hatten sich um Ifos geschart. Sie waren keineswegs so mutig, doch sie vertrauten in diesem Augenblick dieser Frau voll und ganz. »Was sollen wir tun?« fragten die einfachen Frauen, die sich an den Männern vorbei näher zum Haus wagten.

»Der Mörder ist hier, und über ihn muss gerichtet werden!« Ifos hatte es tatsächlich geschafft, dass zwei weise Frauen in das Haus des Schreckens gegangen waren und Gor herauszerrten. Obwohl er sehr viel stärker war, als beide zusammen, setzte er sich überhaupt nicht zur Wehr. Den Hammer hatte er glücklicherweise fallen gelassen, aber sein blutbesudelter Anblick war auch so noch schreckerregend genug. »An den Pfahl!« schrien viele Frauen, als sie Gor sahen.

Am Ostrand der Stadt, in der Nähe des feuchten Sumpfes, gab es den sogenannten Schandpfahl. Überführte Straftäter wurden dort für eine gewisse Zeit festgebunden, den Blick auf die lebensspendende Feuchtigkeit gerichtet und ohne Kleidung dem sengenden Hilor ausgesetzt. Ifos erschien das eine zu milde Bestrafung; sie wünschte sich den Kopf des Wahnsinnigen. Doch sie fragte: »Wie lange?«

Und diesmal war das Geschrei noch lauter: »Bis zum Tod!« Das allerdings war etwas anderes. Eine grausame Strafe, eine furchtbare Hinrichtung. Noch nie war ein Tazole zum Tod durch Austrocknung verurteilt worden. »Er soll Nahrung bekommen, aber keine Schlamm packungen, und seine Augen sollen stets auf das feuchte Leben gerichtet sein!« fuhren die Frauen fort. Ihre Augen glühten vor Hass. »37 Tage wird sein Leben noch währen, 37 Tage soll er bereuen und klagen! Dann mögen die Götter ihn zu sich nehmen und ihr Urteil über ihn fällen!«

Gor sagte nichts. Ifos konnte nicht erkennen, ob er bei Sinnen war, und es war ihr gleichgültig. Spätestens wenn die Austrocknung begann, würde er schon wieder zu sich kommen. »Akzeptiert ihr dieses Urteil, Männer?« fragte sie die männlichen Tazolen, die immer noch am Boden lagen, allerdings jetzt in einer tiefen Schlammfütze. Da sie direkt angesprochen wurden, erhoben sie sich nacheinander auf die Knie. »So möge es sein«, sagte einer, und viele andere stimmten zu. Für ein solches Verbrechen gab es keine Entschuldigung und keine mildere Strafe. Gerechtigkeit war das höchste Gut, und Isho war eine verehrungswürdige, unantastbare Frau gewesen.

Nachtos Zorn schien tatsächlich befriedigt. Der Regen wurde leichter, Blitz und Donner waren vergangen. Bis zum Mittag klarte es wieder völlig auf, und es hätte ein wunderschöner Tag werden können. Doch diese Tat veränderte das Leben der Tazolen für immer.

Die jüngsten Priesterinnen übernahmen abwechselnd die Wache am Schandpfahl, 37 Tage und Nächte hindurch. Wenn Gor nach Nahrung verlangte, bekam er sie sofort gereicht. Wenn er nicht danach verlangte, wurde er zwangsweise gefüttert, damit er nicht etwa vor Ablauf des Monats an selbstmörderischem Verdursten oder Verhungern starb. Wie Ifos geahnt hatte, kam sein Geist unter der Hitze Hilors rasch wieder zu sich. Anfänglich beklagte er sein Schicksal und beteuerte, unschuldig zu sein. Dann beschimpfte er die jungen Frauen. Anschließend schmeichelte er ihnen, damit sie ihn befreiten. Schließlich zeigte er Reue, gestand alles und weinte bitterlich; die Götter hätten keine gerechtere Strafe für ihn finden können.

Am Schluss schwieg er. Und als die Frist verstrichen war, lebte er immer noch. Ifos ging am achtunddreißigsten Tag persönlich zu dem Verurteilten. Sie stellte fest, dass er abgehärmt aussah, mindestens zehn Jahre älter, als er war. Durch das unaufhörliche Stehen waren seine Beine versteift, ebenso die festgebundenen Arme. In seinen Augen glomm ein wahnsinniger Funke. Doch er lebte,

zweifellos, seine Haut war ein wenig spröde, aber nur oberflächlich. »Was habt ihr die ganze Zeit während der Wache getan?« fuhr sie die verstörten Mädchen an.

Sie beteuerten, ihrer Pflicht gewissenhaft nachgekommen zu sein. »Auch nachts?« »Natürlich!« kam die schnelle Antwort. »Natürlich habt ihr da geschlafen!« donnerte Ifos. »Vielleicht haben Freunde von Gor ihn heimlich besucht, während ihr süßen Träumen nachhingt! Aus meinen Augen!« Wie aufgeschreckte Hühner jagten die jungen Frauen davon. In dieser Nacht übernahm Ifos persönlich die Wache. Sie hatte versucht, Gor auszufragen, aber der Mann war nicht mehr ansprechbar. Nicht, weil er verstockt war, sondern weil er tatsächlich an der Schwelle des Wahnsinns stand. Keiner vor ihm hatte jemals eine solche Tortur durchstehen müssen.

Ifos erlebte aber eine Überraschung. Denn Gor erhielt keinen tazolischen Besuch - sondern einen anderen. Aus dem Sumpfland kamen merkwürdige, fast kinderfaustgroße Insekten heran geschwirrt, die sich an Gor interessiert zeigten - und nur an ihm. Ifos näherten sie sich nicht einmal auf drei Schritte. Sie bedeckten seinen nackten Körper, wuselten an ihm auf und ab. Nach einer Weile flogen sie wieder Richtung Sumpfland davon. Ifos stand auf und untersuchte die Haut des Mannes. Sie war glatt und geschmeidig.

»Sie haben die abgestorbenen Hautreste entfernt und ihn mit irgend etwas eingeölt, das sie von sich geben«, murmelte Ifos erstaunt. In der nächsten Nacht wachte sie ebenfalls. Tatsächlich kamen die seltsamen Insekten wieder; doch diesmal untersuchte Ifos nicht Gors Haut, sondern folgte ihnen, so schnell sie konnte, in die Sümpfe. Am Stamm eines großen Baumes fand sie eine riesige, aus Schlamm hochgezogene, künstlich errichtete Formation: der Bau dieser Insekten. Hunderte oder Tausende gab es dort, und sie griffen Ifos nicht an, sondern umschwirrten sie neugierig. Aber sie trug eine Kleidung, die fast ihren ganzen Körper bedeckte, und ihre Haut war feucht, deshalb verloren sie rasch das Interesse.

Ifos gab den Insekten den Namen Myr. Am vierzigsten Tag verlangten die Männer die Freilassung Gors, denn offensichtlich war es nicht der Wille der Götter, dass er am Schandpfahl sterben sollte. Ifos beugte sich ihnen, verbannte den Mann jedoch aus der Gemeinschaft. Zwei weise Frauen wurden angewiesen, ihn in angemessener Entfernung zu begleiten und zu verhindern, dass er den Weg zu einer anderen Stadt einschlug. Sie trieben ihn allmählich ins wilde Sumpfland hinaus. Gor setzte sich nicht zur Wehr, sein Wille war vollständig gebrochen. Es war fraglich, wieviel sein Verstand von alldem überhaupt noch mitbekam.

Eine Woche nach seiner Verbannung ertrank Gor in einem Wassertümpel. Ifos nahm diese Nachricht zufrieden auf. Es linderte ein klein wenig ihren Schmerz über Ifos Verlust. Durch ihre beherrschte Art hatte sie längst das Amt der Hohepriesterin angetreten, ohne öffentlich dazu gewählt worden zu sein. Das gab ihr die Möglichkeit, die Myr weiter zu erforschen und wieder ein Geheimnis mehr für die Überlieferung zu finden.

6. Gantusch

Der Shift war inzwischen ins Wasser eingetaucht und näherte sich langsam dem Korallenriff. In diesem Bereich war die Unterwasserwelt noch einigermaßen in Ordnung und täuschte darüber hinweg, was mit dem Planeten geschehen war. Fische, Wirbellose, Blumentiere - es wimmelte nur so von Leben. Allen an Bord des Shifts war klar, dass dies nicht mehr lange so sein würde. Der radioaktive Tod wartete auf das Leben. »Was ist das wohl?« fragte Dao-Lin einmal und deutete auf ein seltsames Wesen, das gerade ihren Weg kreuzte.

Es ähnelte einem braunbefellten Tausendfüßer und war drei Meter lang, mit zwei Dutzend Füßchen. Die vordersten drei Paare waren viel stärker ausgebildet, kräftiger und länger, mit greiffähigen fingerartigen Auswüchsen.

»Wo?« fragte Mhogena, der sich gerade auf einen anderen Ausblick konzentriert hatte. Der Gharrer sah gerade noch einen schnell davonhuschenden Schatten. »Ein sehr scheues Tier. Vielleicht taucht es noch einmal auf.« Dao-Lin wandte sich Vil an Desch zu. »Wie weit ist es noch?« Sie hatten inzwischen einen der Ausläufer des Korallenriffs erreicht und die Geschwindigkeit deutlich verlangsamt, um nicht versehentlich etwas zu beschädigen und die

Unterwasserwelt nicht zu sehr zu beunruhigen. »Wir sind fast da«, meinte der ehemalige Scoctore.

Er dirigierte den Shift ein wenig umständlich; offensichtlich hatte er damals eine Weile herumgesucht und kannte keinen anderen Weg. Schließlich erkannte er einen größeren Durchschlupf wieder. »Dahinter liegt eine Art Höhle, dort habe ich das Boot versenkt«, sagte er. Vil an Desch wirkte hektisch, seine Haut glänzte ölig und nahm an einigen Stellen sogar eine leichte Rottönung an. Jetzt, so kurz vor dem Ziel, konnte er es kaum mehr abwarten. Der Shift passte durch die Lücke und sank langsam zu Boden nieder.

»Achtet auf plötzliche Angriffe!« warnte die Kartanin ihre Leute, »Möglicherweise stören wir hier irgendwelche geflüchteten Tiere in ihrer Ruhe. Auf keinen Fall aus Reflex schießen! Nichts kann uns hier etwas anhaben.« Aber es geschah nichts, das höhlenartige Loch in dem Riff das bis zum Meeresboden reichte, war leer und verlassen. Es gab auch kein Beiboot. Vil an Deschs dunkle Augen traten fast aus ihren Höhlen, und er stieß einen unartikulierten Laut aus.

»Aber das ... aber das ... das ist völlig unmöglich!« kreischte er auf. »Du hast dich bestimmt in der Stelle geirrt«, versuchte Mhogena ihn zu trösten. »Wir suchen einfach systematisch alles ab«, sagte Dao-Lin ruhig. »Das Boot kann sich ja nicht in Luft aufgelöst haben.« »Aber wie ist es weggekommen?« Vil an Desch konnte sich nicht beruhigen. »Es gibt immer eine Erklärung, und wir werden sie herausfinden.« Die Ohren der Kartanin waren eingeknickt und standen seitlich vom Kopf ab. Allmählich wurde sie ungehalten.

»Ich habe mich garantiert nicht in der Stelle geirrt!« fuhr der Tazole fort. »Es ist absolut unmöglich.« »Ich glaube dir. Aber das hilft uns nicht weiter! Um keine weitere Zeit zu verlieren, machen wir uns jetzt auf die Suche.« Der Shift zog allmählich immer größere Kreise. Der Mann von der Ortung meldete auf einmal: »Es gibt hier so etwas wie Bauten. Nicht sehr viele und äußerst gut getarnt in ein Riff hineingebaut. Ich konnte die Strukturen erst jetzt bei der Annäherung erkennen.«

»Fliegen wir dorthin!« ordnete Dao-Lin an. Kurz darauf kam ein riesiges, weit verzweigtes Korallenriff in Sicht. Selbst auf die kurze Entfernung war es nicht einfach, die künstlich errichteten Bauten mit bloßem Auge zu erkennen. Sie waren perfekt in das Riff eingepasst, von Pflanzen und Blumentieren überwuchert. Große Fischschwärme tummelten sich hier. »Die Anzahl der Bauten ist nicht groß«, fuhr der Ortungsspezialist fort. »Möglicherweise eine Art Stützpunkt der Cartagener.«

»Das kann alles bedeuten«, meinte Mhogena. »Ein Außenposten, eine Einsiedelei oder eine Forschungsstation. Uns ist kaum etwas über die Lebensweise dieser Wasserbewohner bekannt. Ich hatte mit ihnen nie direkten Kontakt, nur über Funk.« »Ich orte ein Boot algiotischer Bauweise!« rief der Orter. Vil an Desch, der sich vor lauter Resignation völlig unbeteiligt verhalten hatte, erwachte sofort zu neuem Leben. »Das ist mein Boot! Es kann nur mein Boot sein! Fliegen wir sofort hin!« »Nichts anderes habe ich von«, entgegnete Dao-Lin.

Der Shift verlangsamte die Geschwindigkeit und nahm Kurs auf das Boot, das in der Nähe eines Bauwerks am Meeresboden verankert war. Als es in Sichtweite kam, begann Vil an Deschs Haut sofort wieder zu transpirieren. Es war deutlich zu sehen, dass das Boot nur noch ein Wrack war. Doch bevor er etwas sagen konnte, begann der Beschuss. Von allen Seiten sausten Torpedos in hoher Geschwindigkeit auf den Shift zu.

Vergangenheit: Tazolar Nach Soe ra Lors Überlieferungen

Kaid war nur eine einfache Priesterin, doch sie hatte eine bedeutungsvolle Aufgabe: Sie war auf das Melken der Myrden, wie sie inzwischen genannt wurden, spezialisiert. Zu diesem Zweck lockte sie die Insekten mit einem leicht herzustellenden süßen Saft an. Während sie das Lockmittel mit ihren langen Saugrüsseln aufnahmen, bestrich Kaid ihre Hinterleiber mit einem Schaber. Dies regte die Myrden an, ihr Wundersekret, das auf die Tazolen eine so heilsame Wirkung hatte, abzusondern.

Es war eine harte, Geduld fordernde Arbeit - denn das Sekret konnte lediglich tröpfchenweise gesammelt werden. Es war so kostbar, dass Kaid es für unverzeihlich befand, wenn auch nur ein

winziges Tröpfchen danebenging. Das Sekret wurde dann mit vielen Zusätzen aus besonderen Pflanzen und Tierprodukten, wie der Milch des Sograsterns und dem Blut des Gobans, vermischt. Das fertige Produkt wurde Elcoxol genannt. Es wurde den wöchentlichen Bädern aus klarem Wasser, zusammen mit Duftölen, beigemischt. Schlambäder gab es längst nicht mehr, höchstens bei den Nomaden des Westens, die sich weigerten, sich der neuen Zeit anzupassen und eine geregelte Arbeit aufzunehmen, um sich ein wöchentliches kostbares Elcoxol-Bad leisten zu können.

Die Frauen hatten es endlich geschafft, ihre Lebenszeit zu verlängern sie wurden nun durchschnittlich 45 Jahre alt. Aber immer noch waren die Männer im Vorteil. Für sie war es keine Seltenheit, 60 und noch mehr Jahre zu erreichen. Allmählich wandelte sich auch der Geist der Männer. Dadurch, dass sie älter wurden, machten sie sich zunehmend Gedanken über die Zukunft. Und über ihr Verhältnis zu Frauen.

Die Männer waren in der Überzahl, sie waren stärker und lebensfähiger. Sie begannen, nach denselben Rechten wie die Frauen zu verlangen. Sie sahen eine Ungerechtigkeit darin, immer dem Willen der Frauen ausgeliefert zu sein, um in den Genuss von Elcoxol zu kommen. Sie begannen, sich heimlich zu treffen und zu beratschlagen, wie sie zumindest eine Gleichberechtigung erreichen konnten. Sie waren unzufrieden, dass ihnen die Wege der höheren Bildung und wissenschaftlichen Forschung versperrt waren. Alle höheren Positionen wurden ausschließlich von Frauen eingenommen.

Manche versuchten, ihren Frauen besonders zu schmeicheln, um hinter das Geheimnis des Elcoxols zu kommen. In den unteren Schichten der Gesellschaft bestand längst keine Vielehe mehr; allerdings kannten diese einfachen Frauen das Rezept ebenfalls nicht. Niemand konnte sich zu Hause ein heilsames Elcoxol-Bad bereiten; es war eine öffentliche Angelegenheit. Die Zusätze durften nur von Priesterinnen zugegeben werden, die die einzelnen Bestandteile des Rezeptes an sich allerdings auch nicht kannten. Nur die Hohepriesterin und ihre Töchter oder eine Stellvertreterin kannten das Geheimnis - und sie bewahrten es gut.

Den Männern gefiel das nicht. Sie wagten nicht, ihren Unmut öffentlich auszusprechen, doch es garte in ihnen. Es kam sogar vor, dass einige Männer die Städte verließen, um Kontakt zu den Freien Männern des Westens aufzunehmen. Diese existierten weiterhin ohne Elcoxol - aber immerhin waren sie auch nicht mehr von den Frauen abhängig, da sie wenigstens die Rezepturen des verfeinerten Schlambades kannten. Nach der Erfindung des Elcoxols hatte für die Frauen kein Grund mehr bestanden, dieses frühere Geheimnis noch länger zu wahren.

Manche dieser Abtrünnigen stahlen vor der Flucht Elxocol-Flaschen aus den Bädern. Die Erfahrung hatte gezeigt, dass das Elcoxol das Leben zwar verlängerte und den Körper stärkte, aber gleichzeitig zur absoluten Abhängigkeit führte. Jeder, der es regelmäßig nutzte, wurde süchtig; Frauen ebenso wie die Männer. Manche Männer wollten es nicht länger ertragen, von dem guten Willen der Frauen abhängig zu sein. Daher wurden sie zu Dieben, bevor sie nach der Freiheit suchten - sie mussten sich erst langsam von der Sucht befreien, bevor sie in der Wildnis mit den Schlammpackungen Überleben konnten.

Natürlich trat der gegenteilige Effekt ein. Um von den Freien Männern akzeptiert zu werden, erhielten diese ebenfalls einen Anteil Elcoxol - und

wurden süchtig. Einmal in den Genuss dieses Bades gekommen, begriffen diese Nomaden, dass sie in Wirklichkeit keineswegs frei waren und dass es nicht recht sein konnte, ihnen dieses wunderbare Elixier vorzuenthalten. Sie alle wollten nun frei zugängliches Elcoxol. Der Untergang war nicht aufzuhalten. Viele Priesterinnen hatten das ab dem Zeitpunkt erkannt, als Isho erschlagen worden war und Ifos das Geheimnis der Myrden entdeckte. Die Männer glaubten sich unterdrückt und erniedrigt und verlangten nach der Freiheit.

Über Jahrhunderte hinweg gelang es den Hohepriesterrinnen des Volkes dennoch immer wieder, Unruhen zu verhindern. Sie gestatteten den Männern mehr Rechte, überließen ihnen wichtige Posten. Nur das Priestertum wurde ihnen verweigert - das war weiterhin Frauensache, ebenso wie die Heilkunst. Doch die Männer ließen sich damit nicht auf Dauer abspeisen. Sie behaupteten, dass nicht eine einzelne Göttin, Ramsoh, über alle anderen des Pantheons herrschen konnte. Die

Mehrzahl der Götter war männlich und die Mehrzahl der Tazolen ebenfalls. In Wirklichkeit waren also sie dazu ausersehen, über Tazolar zu herrschen, Gesetze zu erlassen und die Macht zu vergrößern.

Soe ra Lor stand auf dem Balkon ihres Turmes und sah über das Land. »Wie lange noch?« fragte sie Vor ri Nas, die neben ihr stand. »Nicht mehr lange«, antwortete die Priesterin. »Herowotts Truppen wurden zwei Tagesreisen entfernt von hier gesichtet. Er wird kommen, Hoheit. Er wird kommen.« Soe ra Lor seufzte. »Ich weiß«, sagte sie leise. Ihr Blick verlor sich in weiten Fernen. Die Frauen hatten viel vollbracht.

Der Palast der Hohepriesterin lag eine halbe Tagesreise von den Bergen entfernt, und bis heute hatte noch kein Mann den Zugang zu dem großen Schatz der Frauen gefunden. Dies war eines der letzten Geheimnisse, die ihnen noch geblieben waren. Soe ra Lor war seit vielen Jahrzehnten die mächtigste Frau der Welt. Ihr Reich erstreckte sich von der Küste des Großen Ozeans im Osten bis weit nach Westen hinein, fast über den halben Großkontinent. Seit den letzten hundert Jahren hatte sich das Wissen gewaltig erweitert.

Man wusste, dass Tazolar eine Kugel war, die um Hilor kreiste. Man wusste, dass es einen zweiten Kontinent gab, und viele Dinge mehr. Doch je mehr das Wissen wuchs, desto mehr Probleme gab es mit den Männern. Im Westen hatte sich inzwischen eine ganz neue, vollständig männlich ausgerichtete Kultur entwickelt. Die Frauen hatten, um Krieg zu vermeiden, Handel mit ihnen getrieben und ihnen das Elcoxol zukommen lassen. »Der Untergang steht kurz bevor«, flüsterte Soe ra Lor. Er war nicht mehr aufzuhalten, trotz aller Bemühungen der Frauen.

Ihre Vorfahren hatten diesen Tag vorhergesehen und mit dem Bau der größten Mauer der Geschichte begonnen, die den Westen vom Osten trennte - siebenfach gestaffelt, hoch und steil. Diese Mauer, in Jahrzehnten entsetzlicher Entbehrungen errichtet, hielt seitdem der Invasion der Wilden Männer, wie sie von den Frauen genannt wurden, stand.

Doch damals hatte es keinen Herowott gegeben. Herowott, in dem das edle Blut der Hohepriesterrinnen floss, heiß und fordernd. Als Frau verkleidet, hatte er die Priesterschule besucht und es zu hohen Würden gebracht. Er war ungewöhnlich intelligent und wissbegierig. Fast hätte er es bis zum Amt der Stellvertreterin geschafft und wäre damit in den Besitz des Elcoxol-Rezeptes gekommen - doch da war er enttarnt worden. Herowott war die Flucht in den Westen gelungen; als erstem Mann seit dem Bau der mächtigen Mauer. Und er hatte sein Wissen dazu benutzt, die Männer gegen die Frauen aufzuwiegeln und ihnen weiszumachen, dass den Männern die absolute Weltherrschaft zustand.

Nun hatte sich sein Heer auf den Marsch begeben. Die Überwindung der Mauer hatte sehr lange gedauert, doch sie waren nicht mehr aufzuhalten. Ohne einen charismatischen Anführer wie Herowott hätten sie längst die Geduld verloren und aufgegeben. doch er spornte sie weiter an. Er war geradezu fanatisch beseelt von dem Gedanken, dass die Götter ihm den heiligen Auftrag gegeben hatten, die wahre Ordnung in der Welt herzustellen.

»Ein Bote von Herowott, Hoheit«, meldete eine Novizin hinter ihr. Soe ra Lor drehte sich um. »Ich lasse bitten«, sagte sie. Unwillkürlich fuhren ihre Hände an den Kopf. Sie trug auf dem kahlen Haupt eine Perücke aus Tierhaar, wie es ihre Hofdamen zur Mode gemacht hatten. Von den Männern wurde Soe ra Lor

deshalb manchmal »das Tier« genannt, was keineswegs immer abfällig gemeint war. Ihre Finger zupften kurz ordnend an den Haaren dann nahm sie eine würdevolle Haltung ein.

Der Bote betrat den Balkon und vollzog mit der linken Hand eine ehrerbietige Geste. Dies mochte vielleicht nur Höflichkeit sein; aber trotz aller Auseinandersetzungen war Soe ra Lor eine hochgeachtete Frau, selbst bei Herowott. Sie war klug und umsichtig und ging bei Rededuellen stets als Sieger hervor. Hinzu kamen ihre majestätische Ausstrahlung und ihr Alter. Mit 90 Jahren war sie die älteste lebende Frau der Welt; dieses Alter hatte noch nie eine Tazolin erreicht. Dabei war

sie keineswegs gebrechlich oder auf dem Weg zur Senilität, ganz im Gegenteil. Ihre dunklen Augen funkelten hellwach und scharf, ihre Haut war glatt und glänzend.

»Herowott schickt mich«, begann der Bote, »er hat die Mauer überwunden und ist auf dem Weg hierher.« »Das ist mir längst bekannt«, gab Soe ra Lor kühl zurück. »Dafür hätte er nicht dich zu schicken brauchen.« »Er möchte einen Vorschlag zum Frieden überbringen.« »Wenn einer den Frieden bricht, dann er. Mir liegt es fern, meine Männer in den Kampf zu führen, damit ein Tazole den anderen erschlägt. Herowott sollte sich gut überlegen, ob er die Last dieser Schuld, nämlich des Brudermordes, auf sich nehmen kann - für den Rest seines langen Lebens.«

Herowott war zwanzig Jahre jünger als Soe ra Lor und hatte gute Aussichten, 200 oder sogar noch mehr Jahre alt zu werden. »Ein neues Zeitalter bricht an« sagte der Bote geflissentlich, »dem können sich die Frauen nicht entgegenstellen. Das Beharren auf starren Regeln der Vergangenheit führt zur Rückentwicklung. Den Tazolen ist es aber bestimmt, nach dem Willen der Götter noch viel weiter zu kommen.« »Verschone mich mit einstudierten Floskeln, die du nicht verstehst«, unterbrach die Hohepriesterin ungeduldig. »Was genau will Herowott von mir?«

»Er hält eine Lösung für den Konflikt möglich, die beiden Seiten zum Vorteil gereicht«, antwortete der Bote. »Kein Tropfen Blut müsste fließen.« »Diese Worte bringen mich zum Lachen, Bote«, spottete Soe ra Lor. »Herowott weiß genau, dass zwei Millionen Männer unter meinem Befehl stehen, während er nicht einmal auf fünfhunderttausend zählen kann. Er ist mir kläglich unterlegen, und ich könnte ihn vom Erdboden hinwegfegen, dass sein Name für künftige Generationen zum Fluch wird!«

Der Bote begann zu transpirieren. Er fühlte sich der Frau deutlich unterlegen, da er nur geringe Bildung besaß. Trotzdem musste er seine Aufgabe erfüllen. »Das wäre dann eine Last, die du tragen müsstest, Ehrwürdige«, sagte er vorsichtig. »Ist das in deinem Sinne?« »Natürlich nicht. Welche Lösung sieht Herowott vor?« »Die Zusammenlegung der beiden Reiche, Hoheit. Er zieht mit seinem Hofgefolge in deinen Palast ein, und ihr beide teilt die Regentschaft - als gleichberechtigte Partner. Er bittet dich um deine Hand, Ehrwürdige.« Soe ra Lor verschlug es die Sprache.

Der Bote fuhr schnell fort: »Dies ist kein ungebührlicher Vorschlag, Hoheit. In Herowotts Adern fließt das edelste Blut, und er besitzt eine hohe Bildung...« »Die er sich hinterhältig erschlichen hat!« »Aber die er nie zu deinem Nachteil einsetzen würde. Er wäre dir ein angenehmer Partner, denn du könntest alle Sorgen und Nöte, aber auch alle Freuden mit ihm teilen. Herowott ist wie du von friedlicher Gesinnung. Er sieht eine große Zukunft in einer gemeinsamen Regierung, die die Trennung von Frauen und Männern künftig aufhebt. Alle Tazolen wären frei zu wählen, welche Ausbildung sie wünschen und welchen Lebenspartner.« Soe ra Lor dachte einen Moment nach.

»Die letzte Bedingung ist natürlich, dass ich nicht nur Amt und Würden, sondern auch das Geheimnis des Elcoxols mit ihm teile, nicht wahr?« Der Bote nickte. »Es wäre sonst keine Gleichberechtigung.« Es war deutlich zu merken, dass Herowott ihn sehr gut instruiert und Soe ra Lors Fragen weitgehend vorhergesehen hatte. Die Hohepriesterin lachte abfällig mit rauer, tiefer Stimme. »Geh zu deinem Herrn und sag ihm, dass sein Vorschlag inakzeptabel ist!«

Der Bote riss verblüfft die Augen auf. »Aber ...« »Geh! Ich habe dir nichts mehr zu sagen.« Sie scheuchte ihn mit einer Handbewegung fort. Der Bote ging. Soe ra Lor wandte sich um und richtete den Blick auf die Berge. Seit 30 Jahren lebte sie mit der 25 Jahre jüngeren Vor ri Nas zusammen, die sie mehr liebte als alles andere. Sie hatte' keinem Mann je gestattet, sie zu berühren noch sich mit dem Gedanken befasst, ein Kind zu gebären. Irgendwie hatte sie schon von frühester Jugend an geglaubt, dass sie die letzte der Herrscherinnen sein würde. Sie wollte einer Tochter kein so schweres Erbe hinterlassen, mit einer ungewissen Zukunft. Und ein Sohn hätte sich vielleicht sogar selbst gegen sie gewandt. Das hätte sie nicht verkraften können.

Es war deshalb besser gewesen, kinderlos zu bleiben. Soe ra Lor hatte sich selbst auf ein Podest gestellt, um so unangreifbar wie möglich zu sein, und sich zu Lebzeiten zur Legende gemacht. Das war sicher ein Grund gewesen, weswegen es bisher nie zum Krieg gekommen war. Das Volk hatte auf sie gehört und sich nicht verleiten lassen.

Doch nun war ihre Macht an die Grenzen gestoßen. Sie selbst war es gewesen, die Herowott

enttarnt hatte, als er in sein neues Amt eingeführt werden sollte. Soe ra Lor besaß einen überaus feinen Geruchssinn, und da sie nie einen Mann in unmittelbarer Nähe geduldet hatte, erkannte sie den fremden Geruch sofort.

Im Grunde war sie selbst daran schuld gewesen, dass er fliehen konnte. Sie war beeindruckt gewesen von seinem Mut und seiner Intelligenz. Ohne Zweifel war er etwas ganz Besonderes. Und vielleicht war es der Wille der Götter, dass ein Mann wie er nicht in einem Kerker dahinsiechen sollte. Sie hatte zu lange gezögert, und er war entkommen. Von diesem Tag an hatte sie sich auf das Ende ihrer Herrschaft vorbereitet.

Sie hörte eine Bewegung hinter sich. Vor ri N as war zurückgekehrt. »War das klug, Hoheit?« fragte sie leise. »Ich bin keine Närrin, Vor«, antwortete sie. »Herowott will sich auf diese Weise an die Macht schleichen, wie er sich in die Schule geschlichen hat. Aber dieser Demütigung setze ich mich nicht aus. Meine Würde lasse ich mir nicht nehmen. Ich werde Herowott den Triumph nicht gönnen, mich den Männern als Besiegte vorzuführen und der Schande preiszugeben.«

»Aber was wirst du dann tun?« Soe ra Lor stieß einen langen Seufzer aus. »Vor diesem Tag habe ich mich gefürchtet, seit Herowott die Flucht gelang.« Sie sah ihrer Lebensgefährtin in die Augen. »Ich muss eine sehr schwere Entscheidung treffen, und leider habe ich keine Wahl. Unter gar keinen Umständen werde ich es zulassen, dass sich die Tazolen gegenseitig umbringen. Abgesehen davon wäre es ohnehin fraglich, wie lange meine Männer sich meinem Befehl noch unterordnen würden.«

»Sie sind dir treu ergeben!« »Herowott ist ein ausgezeichnete Redner, und er ist ein Mann wie sie. Ich würde jede Wette eingehen, dass er nicht einmal einen Tag braucht, um achtzig Prozent meiner zwei Millionen Männer davon zu überzeugen, dass sie auf der falschen Seite stehen. Welchen Schutz hätte ich noch? Welchen Schutz hätten wir alle?« Vor ri Nas begann zu zittern. »Was bleibt uns dann noch?« flüsterte sie. Soe ra Lor nahm sie sanft in die Arme. »Nichts mehr«, sagte sie traurig. »Überhaupt nichts mehr! meine Geliebte.«

Die Vorbereitungen waren schnell getan. Soe ra Lor ließ den Anführer ihres »Heeres« zu sich kommen und befahl ihm, aufzurüsten und Herowott entgegenzuziehen. Sie machte sich keine Illusionen darüber, dass vermutlich nicht ein einziger Schuss fallen würde - was sie insgeheim sogar hoffte -, aber das sagte sie dem Mann natürlich nicht. Die Männer sollten freiwillig darüber entscheiden können, welche Regierungsform sie künftig wünschten. Zweifelsfrei würden die meisten Herowott folgen. Für diejenigen, die am Matriarchat festhalten wollten, konnte Soe ra Lor nicht mehr sorgen. Sie würden ihren Weg selbst finden müssen; das war der Preis der Freiheit.

Doch wenn die Männer fort waren, konnte sie wenigstens in Ruhe die Flucht vorbereiten. Soe ra Lor hatte nicht vor abzuwarten, bis Herowott eintraf. Sie rief ihren gesamten Hofstaat und die Priesterschaft zusammen, um ihre Entscheidung mitzuteilen: »Wir werden den Palast freiwillig und kampfflos aufgeben - aber nicht selbst übergeben«, erklärte sie. »Das meiste befindet sich bereits in den heiligen Höhlen in den Bergen. Was noch fehlt, bitte ich euch jetzt zusammenzupacken. Dies ist meine letzte Anordnung an euch - mit mir in die Berge zu gehen und dafür zu sorgen, dass alle unsere Geheimnisse und die Geschichte unseres Volkes für die Nachwelt erhalten bleiben. Danach mögt ihr gehen, wohin ihr wollt.«

Sie wusste nicht, ob es Sinn ergab, ein solches Erbe zu hinterlassen. Andererseits brach vielleicht in Hunderten von Jahren wieder ein anderes Zeitalter an, das den Frauen die Herrschaft zurückgab. Keinesfalls sollten die Männer sich für immer in der Sicherheit wiegen, von Anbeginn die Herren der Welt gewesen zu sein. »Aber wir können doch nicht einfach so aufgeben«, warf eine Novizin mit erstickter Stimme ein. In Soe ra Lors Augen lag Mitleid. »Es ist vorbei, Kind«, sagte sie sanft. »Die Tage unserer Herrschaft sind vorüber. Wir können das Unausweichliche noch hinauszögern - aber wie lange und zu welchem Preis? Herowott ist uns in jeder Hinsicht überlegen. Er wird eine eigene Schule gründen, um Männer auszubilden. Sie sind stärker und viel mehr als wir. Deshalb werden wir jetzt weichen.«

»Wir werden uns nicht demütigen lassen«, fuhr Vor ri Nas fort. »Die Männer werden ihren

erbärmlichen Sieg auskosten wollen, doch keine von uns wird mehr hier sein. Überlassen wir ihnen die Welt, gönnen ihnen aber keinen Triumph. Herowott wird zornig darüber sein, dass Soe ra Lor seinen Antrag abgelehnt hat. Er wird uns dafür leiden lassen wollen, allesamt.« Eine andere Priesterin stand auf. »Dann wollen wir keine Zeit mehr verschwenden, sondern so schnell wie möglich aufbrechen.« »Aber was ist mit dem Elcoxol?«

fragte eine Hofdame. Soe ra Lor winkte müde ab. »Sollen sie das Rezept haben«, sagte sie abweisend. »Wenn wir es ihnen vorenthalten, tun wir damit unserem Volk nichts Gutes. Es wäre eine billige Rache, das Rezept zu vernichten. Keiner von uns hätte etwas davon, vielleicht würden wir sogar wieder in die Barbarei zurückfallen oder gar aussterben. Es soll in diesem Palast bleiben - aber versteckt es so gut, dass es Herowott nicht allzu leicht gemacht wird.«

Soe ra Lor verzog ihr Gesicht zur Andeutung eines Lächelns. »Legt ihm eine Grußbotschaft von mir bei, dass dies das letzte Geschenk der Frauen an die Männer ist, auch wenn sie das niemals wertschätzen werden. Schreibt, dass wir ihnen verzeihen für all das, was sie uns in den künftigen Jahrhunderten antun werden.« Damit war für ihre Begriffe alles gesagt.

Die wenigen Männer, die zurückgeblieben waren, wurden aus dem Palast geschickt. In aller Eile bereiteten die Frauen den Aufbruch vor. Jede von ihnen kannte die geheimen Wege in die Berge. Sie brachen nicht gesammelt auf, sondern jede für sich, sobald sie aufbruchbereit war. Während Herowotts Männer von Westen heranzogen und von Soe ra Lors Heer zumindest einige Zeit lang aufgehalten würden, flohen die weisen und hohen Frauen nach Norden in das Gebirge, zu ihren geheimen Plätzen. Ihr Vorsprung war ausreichend, und ihnen blieb noch genug Zeit, alle Spuren ihrer Anwesenheit zu verwischen.

Einige Frauen erklärten sich bereit, das Erbe für die Nachkommen zu vervollständigen, Bilder und Schriften zu verbessern, alle Dinge zu ordnen und die Höhlen zu versiegeln. Die übrigen legten ihre reichen Gewänder und die Tierhaarperücken ab und vertauschten sie mit denen einfacher Landfrauen. Sie würden sich tarnen und ihr Leben unerkant weiterfristen. Vielleicht konnten sie auf diese Weise vermeiden, dass die Frauen allzu schnell an Bedeutung und Wissen verloren; doch Soe ra Lor hegte keine große Hoffnung.

Nur wenige Frauen waren noch da. Soe ra Lor hatte seit ihrem Eintreffen eifrig geschrieben, um ihr großes Lebenswerk, ihre Aufzeichnungen über die Geschichte des Volkes, zu beenden. Schließlich verfasste sie das letzte Blatt, die Begrüßung des Nachkommen, den sie zweifelsfrei als Mann anredete. »Nun bleibt nur noch eines zu tun«, sagte sie schließlich, als sie die Feder beiseite legte. Vor ri Nas war die ganze Zeit über nicht von ihrer Seite gewichen. »Bist du wirklich sicher?« fragte sie.

»In einer Welt, die keinen Platz mehr für Frauen hat, will ich nicht leben, Vor«, antwortete die Hohepriesterin. »Aber ich zwingen dich nicht, mir zu folgen.«

»Red keinen Unsinn!« empörte sich die Lebensgefährtin. »Was soll ich ohne dich? Ich werde dahin gehen, wohin du auch gehst. Ich lasse dich niemals allein.« In ihrer Hand hielt sie zwei kleine Becher, in die sie jetzt eine klare Flüssigkeit eingoss. Soe ra Lor nahm einen Becher, hob ihn zum Gruß und leerte ihn in einem Zug. Die anderen Frauen begriffen jetzt erst, was die beiden vorhatten, und waren entsetzt. Es müsse doch einen anderen Weg geben. Sie brauchten Soe ra Lor als Vorbild, sie wüssten nicht, was sie ohne sie tun sollten...

»Ihr seid frei in eurer Entscheidung«, unterbrach Soe ra Lor sie mild. »Meine Zeit ist vorüber. Ich bin ohnehin alt, und ich will die letzten Jahre nicht dahinsiechen. Herowott wird mich suchen, um mich und euch öffentlich zu demütigen, um unseren Sturz zu vollenden. Auch diesen Triumph werde ich ihm nicht gönnen. Er wird mich niemals finden - ihr aber könnt dafür sorgen, dass er mich nicht so schnell vergisst.« Einige Frauen nickten zaghaft. Das wäre ein Ziel, Soe ra Lor zu einem unfassbaren, mächtigen Schatten werden zu lassen, der im geheimen für die Sache der Frauen kämpfte.

Damit hatten sie ihren Widerstand noch nicht ganz aufgegeben, und vielleicht gab es dadurch doch noch eine Hoffnung für die Zukunft. Die Macht einer Legende war nicht zu unterschätzen. »Ich bitte euch nur noch um eines«, fuhr Soe ra Lor fort: »Versiegelt nun den Zugang zu dieser

Höhle.« Es war eine harte, mühsame Arbeit, doch schließlich war die Höhle vollständig geschlossen. Kein Laut, kein feiner Lichtstrahl drang mehr von außen herein. Sie hatten sich kurz vorher noch flüsternd und mit tröstenden Worten verabschiedet.

Soe ra Lor und Vor ri Nas waren allein. Zwei Fackeln erhellten die Höhle und warfen lange Schatten über all die Gegenstände, die sich darin befanden. »Der reichste Schatz der Welt«, murmelte Vor ri Nas. »Wird es lange dauern, was meinst du?« »Ich glaube nicht. Vor Herowotts Eintreffen ist es sicher vorbei«, antwortete Soe ra Lor. »Die Höhle ist luftdicht verschlossen, und die Fackeln verbrauchen zusätzlich Sauerstoff. Wenn sie erloschen sind, wissen wir, dass es vorüber ist. Wir werden müde und schlafen ein. Das langsam wirkende Gift dient nur der Vorsicht, falls uns doch noch jemand finden sollte. Es wird ein friedlicher Tod sein, Vor. Du brauchst keine Angst zu haben.« »Ich habe keine Angst«, flüsterte sie. »Du bist bei mir, und bald wird Ramsch uns in ihre Arme schließen. Nichts könnte schöner sein ...«

7. Gantusch

(25. Januar 1291 NGZ)

Der Bordsyntron reagierte sofort und aktivierte den Schutzschirm, bevor die Torpedos Schaden anrichten konnten. Der Shift erzitterte unter einer Menge von Explosionen. Als die Sicht allmählich wieder klar wurde, waren sie von einem Heer umzingelt, das aus bewaffneten Tausendfüßern in Kampfanzügen bestand. »Cartagener!« rief Mhogena überrascht. »Also haben doch einige überlebt und sich hierher zurückgezogen!« »Und mein Boot gestohlen!« ereiferte sich Vil an Desch. »Ich will sofort mein Elcoxol!«

»Vermutlich haben sie es längst ins Wasser ausgekippt«, meinte der Orter fast schadenfroh. Dao-Lin funkte die Cartagener in Sinjuil an, um ihnen mitzuteilen, dass sie nicht zu den Algiotischen Wanderern gehörten, sondern Retter aus einer fremden Galaxis seien. Natürlich schenkten die Cartagener

diesen Beteuerungen keinen Glauben. Das war durchaus verständlich nach allem, was sie durchgemacht hatten.

Sogar als der Syntron des Shifts ein Hologramm Mhogenas nach außen projizierte, waren die Cartagener nicht zu bremsen. Sie hielten den Gharrer wohl eher für einen Verräter als für den Fünften Boten Thoregons. Sie griffen den Shift an, obwohl ihnen klar sein musste, dass sie hoffnungslos unterlegen waren. Doch das tat ihrer Angriffswut keinen Abbruch. »Mein Elcoxol!« kreischte Vil an Desch. »Sie haben kein Recht dazu!« Niemand beachtete ihn. Alle blickten gespannt nach außen. »Sollen wir uns zurückziehen?« fragte der Pilot. »Nein, zuerst müssen wir zu dem Boot«, lehnte Dao-Lin ab. »Die Cartagener können uns nichts tun. Wir sind jetzt hier, also sollten wir auch nachsehen, ob das Elcoxol noch da ist.«

Der Shift stoppte bei dem Wrack, und der Schutzschirm wurde ausgeweitet, damit das Enterkommando gefahrlos an Bord gehen konnte. Vil an Desch führte die Helfer zielsicher zu seinem Laderaum, dessen Siegel keine Beschädigung aufwies. Die Cartagener hatten sich lediglich an Technik und Ersatzteilen beschafft, was sie benötigten. Für die Fracht eines Landbewohners hatten sie sich nicht interessiert. Der Tazole schaltete die Sicherheitsvorrichtungen und das Schutzfeld ab und atmete sichtlich auf, als sich seinen Augen 56 plombierte, 25 Zentimeter lange Behälter darboten.

»Was denn, nur 56 Stück?« kommentierte jemand. »Das nennst du bis zum Kragen voll?« »In der Tat, diese 56 Stück reichen bis an mein Lebensende«, versetzte Vil an Desch. »Es war ohnehin kritisch genug, eine solche Menge unbemerkt beiseite zu schaffen.« Die Behälter waren schnell an Bord des Shifts gebracht. Dao-Lin hatte unermüdlich versucht, die Cartagener zur Kontaktaufnahme zu bewegen, doch die tausendfüßerähnlichen Wesen stürmten weiterhin blindlings gegen den vielfach überlegenen Gegner vor. Ihre Kampfwut hatte nicht im geringsten nachgelassen, obwohl jeder Schuss wirkungslos an dem Schutzschirm verpuffte.

»Alles an Bord«, meldete der Pilot. »Dann ziehen wir uns jetzt langsam zurück«, befahl die Kartanin. »Das Boot lassen wir hier. Lassen wir die Cartagener in Ruhe.« Die letzten Überlebenden

ihrer Welt wichen nach allen Richtungen aus, als der Shift Fahrt aufnahm und mit dem Auftauchen begann. Sie folgten den Eindringlingen eine Weile, unaufhörlich schießend, doch schließlich mussten sie wegen der sich ändernden Druckverhältnisse aufgeben und blieben zurück. Dao-Lin funkte noch eine letzte Abschiedsbotschaft, die unbeantwortet blieb: »Wir schicken euch Hilfe eurer Artgenossen. Sie sollen euch evakuieren.«

Nachdem der Shift in den Hangar der DOLAMO zurückgekehrt war, erkundigte sich Dao-Lin nach dem Stand der Dinge. Es hatte sich nichts ereignet; die patrouillierenden Knotenschiffe waren abgezogen. Somit stand einer raschen Rückkehr nach Thagarum nichts im Wege. Mhogena gönnte sich für den Rückflug Ruhe in seinem Quartier. Er wollte die Zeit nutzen, um über das weitere Vorgehen nachzudenken.

Vil an Desch blieb im Laderaum bei seinen Behältern. Der Tazole wirkte völlig ruhig und ausgeglichen. Er konnte sich auf eine sorgenfreie Zukunft freuen. Nicht alle an Bord teilten seine Gefühle; die meisten waren eher der Ansicht, dass er zur Rechenschaft gezogen werden sollte. Doch das musste warten; jetzt war es viel wichtiger, ihn als Verbündeten für die Verhandlungen mit den Algiotischen Wanderern einzusetzen.

Nachto, offenbare dich mir! Du kannst mich nicht verlassen haben, nicht gerade jetzt! Ich sehe es nicht so, dass ich eine Prüfung nicht bestanden habe. Dro ga Dremm irrt sich, wie sich einst die Richter über Ver to Nisch geirrt haben! Ohne ihn wären wir längst in Bedeutungslosigkeit versunken und nicht mehr in der Lage, den wahren Glauben zu verbreiten. Ich bedaure diese Ungläubigen, sie verstehen so wenig, und so leer ist ihr Leben. Sie wehren sich gegen die Götter, weil sie glauben, dann nicht mehr frei zu sein. Sie behaupten, nur an das glauben zu können, was sie auch sehen. Weshalb lassen sie dann ihren Emotionen freien Lauf? Gefühle kann man auch nicht sehen, und doch sind sie so wichtig im Umgang miteinander.

Woher, glaubt der Gharrer, kommt seine Paragabe? Er nennt es »Mutation«. Ein Wort, das nichts weiter bedeutet, als dass ein unerklärlicher Vorgang dazu geführt hat, dass sich etwas in ihm verändert hat, was ihn über die anderen hinweg erhebt. Sie sind wie Kinder, uneinsichtig und starrköpfig. Ihre Gegenargumente beweisen gar nichts, wohingegen ich eine Menge beweisen kann.

Deshalb flehe ich dich an, O Nachto, zeige dich mir wieder! Sprich durch mich, beweise den Ungläubigen, dass es dich gibt. Ich weiß, dass du das nicht nötig hast, doch es würde meine Arbeit sehr erleichtern - und es wäre doch wirklich nur ein kleiner Gefallen. Du bist weise und gütig, und du hast dich schon mehrmals durch mich offenbart weshalb nicht auch jetzt? Warum hast du mich verlassen, Licht meiner Dunkelheit?

ENDE

Es ist ein schmutziges Spiel, das Atlan betreiben muss. Vil an Desch bekommt neues Elcoxol, die Galaktiker und ihre Verbündeten erhalten hoffentlich neue Informationen. Gleichzeitig toben die Konflikte in der Galaxis Chearth in unverminderter Härte weiter...

Hintergrund der ganzen Invasion ist letztlich eine Religion - sie hat die Algiotischen Wanderer mit 200.000 Raumschiffen in die Nachbargalaxis getrieben. Und die Wurzeln dieser Religion stellt Ernst Vlcek in seinem PERRY RHO DAN-Roman vor, der in der nächsten Woche unter folgendem Titel erscheint:

GRAUSAME GÖTTER